



NEUE CHOR- SZENE



*Zeitschrift des
Städtischen Musikvereins
zu Düsseldorf e.V.
Konzertchor der
Landeshauptstadt Düsseldorf*

2/05

	Seite
Editorial und Grußwort	3
von Georg Lauer und Manfred Hill	
Die neue Tonhalle - feierlich wiedereröffnet	5
Pressesuperlative und neue Erfahrungen	eingesammelt von Georg Lauer
Selten gehörte Chorwerke - „Alexander Newski“	7
Betrachtungen zu Sergej Prokofjews Chorkantate	von Erich Gelf
Konzertreisen nach Israel - 1987 / 2006	13
Gedanken zur Israel-Tour	von Jens D. Billerbeck
Musik in der Therapie, der Prävention und im kulturellen Leben	16
Gastbeitrag	von Prof. Dr. rer. medic. Lutz Neugebauer
Buchbesprechung: „Der Prozeß“	21
von Friederike Preiß	Rezension von Dr. Hanns Michael Crass
Buchbesprechung: „Dufey's Requiem“	24
von Wolfgang Schlüter	gelesen und besprochen von Thomas Ostermann
Das Porträt: „Ursula Fratz“	26
Die Inhaberin der Düsseldorfer Musikalienhandlung	im Gespräch mit Georg Lauer
Mein musikalischer Lebensweg: Ursula Verhoeven	28
nacherlebt und aufgeschrieben	von Konstanze Richter
Die Harzreise - ein Erlebnis	31
Inaktive auf Reisen	ein Bericht von Klaus Menken
Termine, Termine ...	34
Vorschau auf die Konzerte mit dem Städtischen Musikverein im 1. Halbjahr 2006	
Noch 'n Gericht: Kulinarische Kompositionen	35
diesmal: „Mozart's Knödel“	
Zu guter Letzt: Aida kommt!	36
Schon Karten besorgt?	

Impressum

Herausgeber: Städtischer Musikverein zu Düsseldorf e.V.

Geschäftsstelle Ehrenhof 1 - 40479 Düsseldorf

V.i.S.d.P.: Georg Lauer - g.lauer@musikverein-duesseldorf.de

Redaktion: Jens D. Billerbeck, Lutz Uwe Köbernick,
Georg Lauer, Konstanze Richter, Dr. Thomas Ostermann

erscheint: halbjährlich

Internet: www.musikverein-duesseldorf.de

Titelbild: Tonhalle Düsseldorf - Musikverein

ISSN-Nr.: 1861-261X

Druck: Satz & Repro-Service W. Neumann GmbH

Hinweis: Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion wieder.



Liebe Leserinnen und Leser!

2005 geht zu Ende, 2006 steht in den Startlöchern. Halten Sie – ähnlich wie unsere Medien - auch Rückblick und planen Ihre Termine 2006? Mit dem Musikverein ist das nicht anders! Wir wundern uns, wie weit manches schon zurückliegt und was alles im Sommer passiert ist, als uns z.B. verschiedene Schulen Düsseldorfs über einige Monate „Probenasy!“ gewährten, weil wir in der Tonhalle keine Bleibe mehr hatten. Den von uns eingespannten Hausmeistern von Comenius- und Humboldt-gymnasium gilt auch an dieser Stelle unser besonderer Dank!

Symphoniekonzerte mit den Düsseldorfer Symphonikern fanden während dieser Zeit in der Oper statt. Auch wegen der ganz anderen Akustik hatten wir sowohl bei Bruckners *Te Deum* als auch bei Sergej Prokofjews Chorkantate „Alexander Newski“ Mühe, unsere Töne über das Orchester in den Raum zu transportieren. Über unser - nach München 1994 – neuerliches Zusammentreffen mit Dmitrij Kitajenko und das höchst selten und in russischer Sprache aufgeführte Werk finden Sie in dieser Zeitschrift eine ausführliche Betrachtung.

In der Tonhalle herrschte unterdessen eine rege Aktivität, schließlich sollte diese bis zum 04. November wieder einsatzbereit sein! Sowohl in akustischer und optischer Hinsicht ist dieses Meisterstück dann auch gelungen: die Erwartungen und Hoffnungen von Architekten und Akustikern, Intendanz

und GMD, Orchester und Chor, Publikum und Presse wurden deutlich übertroffen. Lesen Sie einfach auf Seite 5 weiter, was der Redaktion dazu noch eingefallen ist!

Auch in dieser Ausgabe der „Neuen Chorszene“ möchten wir Ihnen die musikalischen Lebenswege von Mitgliedern des Chores näher bringen. Diesmal hat die Redaktion Gespräche mit zwei Sängerinnen geführt, deren aktive Zeiten im Chor schon unterschiedlich lange zurück liegen, Ursula Fratz und Ursula Verhoeven. Letztere erzählte auf der Harzreise der Inaktiven so interessante Geschichten, dass der Entschluss reifte, ihre Erlebnisse aufzuschreiben und hier abzdrukken. Den zugehörigen Reisebericht von Klaus Menken finden Sie ebenfalls in dieser Ausgabe.

Fortgesetzt wird auch die Reihe von Buchbesprechungen. Zum einen hat Thomas Ostermann wieder in seiner Bücherkiste ein musikalisch-detektivisches Abenteuer gefunden, zum anderen konnten wir Herrn Dr. Hanns Michael Crass, Bibliotheksdirektor an der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf gewinnen, uns vorab seine Besprechung einer an der Robert-Schumann-Hochschule entstandenen Dissertation zur Verfügung zu stellen. Der bekannte Buchtitel „Der Prozess“ sollte Sie nicht in die Irre führen, es geht - so viel sei im Schumannjahr 2006 verraten - um das Ehepaar Clara und Robert Schumann und um einen gewissen Friedrich Wieck.

Mit seinem Beitrag zum Thema „Musik in der Therapie, der Prävention und im kulturellen Leben“ wird Ihnen in dieser Ausgabe das Institut für Musiktherapie an der Universität Witten/Herdecke in Person von Prof. Dr. Lutz Neugebauer vorgestellt. Die Lektüre seines Beitrags gewährt interessante Einblicke in das Berufsfeld der Musiktherapie sowie in aktuelle wissenschaftliche Forschungsergebnisse dieser Disziplin, die als verbindendes Element in der Begegnung von ärztlicher Heilkunst und musikalischer Kreativität immer wieder erstaunliche Therapieergebnisse vorweisen kann

Das Jahr 2006 wird, wie es sich abzeichnet, auch im administrativen Bereich des Musikvereins Veränderungen bringen: Unser Ehrenmitglied und „Herbergsmutter“ Gisela Kummert wird nach mehr als 40 Jahren ihr Amt niederlegen, und wir suchen eine Nachfolgerin oder einen Nachfolger für die Reiseorganisation. Alle Mitglieder sind hierfür angesprochen. Die Verdienste von Gisela Kummert werden noch an anderer Stelle zu würdigen sein.

Meine Bemühungen und die von Frau Rossetto um die Gründung einer Chorakademie in Düsseldorf scheinen auf fruchtbaren Boden zu treffen. Zum Beginn des neuen Jahres wird es ein vorbereitendes Gespräch mit dem Kulturstadtrat der Stadt geben und vielleicht wird es irgendwann diese Chorakademie geben, die dann auch Talentschmiede und Nachwuchsbecken für den Musikverein sein könnte.

An dieser Stelle möchte ich unserer Chorleiterin, Frau Marietty Rossetto, großen Dank für ihren immerwähren-

den Einsatz um unseren Klang, ihre zukunftsweisende Arbeit mit den Sängern und Sängern und ihr ständiges Bemühen um den Erhalt des Musikvereins aussprechen.

Werfen wir noch einen Blick auf den bereits übervollen Musikvereinskalender des nächsten Jahres mit Heine- und Schumannfest (beide 150. Todestag!) und den bereits angelaufenen Mozart-Highlights (250. Geburtstag!): Neujahrskonzert mit Beethovens 9., Februar: Dvorak's Stabat Mater, April: Konzertreise nach Israel - diesem Thema ist ein spezieller Artikel in dieser Ausgabe gewidmet! - , Mai: Schumanns „Manfred“ mit Klaus Maria Brandauer, September: Aida in der Arena, 14 Tage später Manfred Trojahn's Neukomposition „Merlin“, Oktober: Brahmsrequiem in Metz und Verdun und Anfang Dezember: Mozartrequiem zum Ausklang des großen Jubiläumsjahres.

Vorher aber wird es, wenn Ihr Interesse und Ihr Sponsoring an unserer Chorzeitschrift nicht nachlassen, im Sommer wieder eine „NeueChorszene“ geben, die auch weiterhin versuchen wird, Ihnen die unterschiedlichen Facetten der Chormusik näher zu bringen. Darauf freue ich mich schon jetzt, danke dem Redaktionsteam für die geleistete Arbeit und wünsche ihm noch viele gute Ideen.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich Vergnügen und Muße bei der Lektüre der vor Ihnen liegenden Zeitschrift, und für 2006 alles Gute, herzlichst

Ihr
Manfred Hill, Vorsitzender
des Städtischen Musikvereins

Die neue Tonhalle - feierlich wiedereröffnet

Pressesuperlative und eigene Erfahrungen - eingesammelt von Georg Lauer

- „Das blaue Wunder“
- „Endlich vorn dabei“
- „Rhapsodie in Blau“
- „Nie mehr zweite Liga“
- „Klingende Kuppel“
- „Hier entschwebt der Klopfgeist“
- „Klopfgeist ade!“
- „Optisch - akustisch ein Genuss“
- “Yo-Yo Ma adelt Tonhalle”

Das sind einige der Überschriften, mit denen die deutsche Tagespresse - von Bild bis Welt, von RP bis WZ - Anfang November ihre Berichterstattung über den geglückten Umbau des ehemaligen Düsseldorfer Planetariums

zum internationalen Konzertsaal titelte: nach 27 Jahren Kampf mit der Akustik hält der Name „Tonhalle“ nun endlich was er verspricht! Selten hatte man ein Presseurteil so einmütig vernehmen können wie Anfang November 2005!

Dass die akustischen Bedingungen dieses Rundbaus von Beginn seines Umbaus 1978 von Rhein- zu Tonhalle problematisch bis zweitklassig waren, das wurde jedem Besucher des Eröffnungskonzertes mit dem Erklingen des ersten Akkordes von Beethovens „Weihe des Hauses“ schlagartig (wieder) bewusst: Es gab etwas Un-erhörtes, bisher noch nicht Erlebtes - nämlich Klang! Der Raum nahm alle Töne des Orchesters auf und gab sie mit leichtem Nachhall angereichert und dennoch famos ortbar wieder zurück, transparent und präsent, Streicher rund und schön, Holzbläser brillant, Blech ohne metallisches Dröhnen.

Was Akustiker und Bauleute in fantastisch kurzen sechs Monaten vollbracht haben, das grenzt an ein Wunder: Dem einen trieb es Tränen in die Augen, der andere rieb sich dieselben, um beim Blick in die Blau(e)-Licht-Kuppel besser wahrnehmen zu können, dass man tatsächlich auf die vertraute warme Holzvertäfelung verzichten kann! Auch da schaute man in rundum zufriedene Gesichter, die Quadratur des Kreises war tatsächlich gelungen: ein Backstein-Rundgebäude von 1926 war in einen futuristischen Raum mit Rechteck-Schuhkarton-Akustik verwandelt worden. Ein rundum zufriedener Generalmusikdirektor John Fiore geizte nach der ersten Probe nicht mit dem Vergleich zur Amsterdamer Concertgebouw-Akustik!

Und in der ersten November-Woche gab es gleich ein Stelldichein von hochkarätigen Akustiktestern: Zunächst gaben die Geschwister Katia und Marielle Labeque den mit größter Spannung erwarteten Klavierabend, bei dem sich - sehr zur Erleichterung aller für den 26 Millionen teuren Umbau Verantwortlichen - der alte „Klopfgeist“ als endgültig vertrieben herausstellte! Auch die Philharmoniker aus London, New York und München stellten sich kurz nacheinander ein und verliehen dem alten neuen Konzertsaal das Prädikat: Weltklasse! Großes Orchester und heikelste Tasteninstrumente hatten die Bewährungspremierer erfolgreich bestanden. Was noch fehlte, das war die Versammlung von Orchester plus Chor!

Diese Akustikprobe stand am 1. Adventswochenende an, als der einhundertfünzigköpfige Musikverein - unterstützt von Sängerinnen und Sängern der Konzertgesellschaft Wuppertal - zum Brahmsrequiem das um eine Sitzreihe verkleinerte Podium voll ausfüllte. Auch hier gab es glückliche und zufriedene Gesichter: Orchester, Solisten und die jeweils anderen Stimmfraktionen waren zu hören wie noch nie. Vielleicht herrschte hier und da noch Unsicherheit, wie empfindlich die neue Akustik auf das allzu prägnante Herauserschleudern von Endkonsonanten reagieren würde. Die Einstandsfreude war jedenfalls allseits riesengroß, auch wenn sich die Musiker des Orchesters neu aufeinander einstimmen müssen und es für den Chor noch eines Erfahrungsaustausches bedarf, um im Laufe der Zeit dem Publikum optimale Klangergebnisse zu präsentieren.

Auch das Publikum hat natürlich inzwischen über die neuen akustischen und optischen Ergebnisse abgestimmt, überwiegend ebenfalls ganz begeistert! Nur ein Umstand trübte die gute Laune, und zwar die von Personen unter - sagen wir mal - einsehchzig Körperhöhe. Diese Gruppe Konzertbesucher war nämlich in der Wahrnehmung all der schönen Dinge eingeschränkt, musste sie sich doch mit einem Sitzproblem bei den neu eingebauten Akustik-Sesseln anfreunden. Schön blau sind sie jetzt, sie stehen auch genau da, wo ihre rotbraun bepolsterten Vorgängermodelle standen, aber sie sind nicht nur holzverschalt und arm-gelehnt, sondern auch steiler gestellt und dicker gebaut, kurz: einige Besucherinnen und Besucher bekamen anfangs kein Bein auf

die Erde und waren von blutgeleerten Oberschenkeln im Sinnesgenuss behindert. Auch dieses Problem ist inzwischen - weitgehend - behoben. Große Menschen äußerten gar - vielleicht in einer Art Akustikrausch -, noch in keinem Konzertsaal so bequem gesessen zu haben wie in der neuen Tonhalle! Auch das wird sich relativieren, wenn Leute ab - sagen wir mal - einsneunzig Körperhöhe - Karten in Reihen bekommen, in denen die Beinfreiheit durch die Holzurückwand des Vordermannes doch etwas verhärtet ist. Schade, dass das Thema Sessel zeitweise fast die Oberhand gewann.

Alles in allem können Bauleute, Akustiker, Stadt, Intendanz, Verwaltung, Freundeskreis, Musiker, Chöre, Publikum - habe ich jemand vergessen? - rundum zufrieden sein!

Wir sagen deshalb: Herzlichen Glückwunsch, Frau van Hazebrouck, GMD John Fiore und allen, die am „Blauen Wunder Tonhalle“ mitgewirkt und den Klopffeist für immer vertrieben haben.

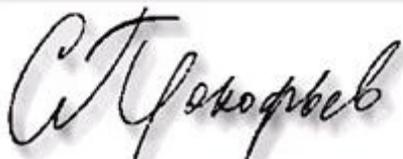
John Fiore posiert für die Fotografen nach der Pressekonferenz in der Tonhalle am 02.11.2005



Selten gehörte Chorwerke – „Alexander Newski“

Betrachtungen zu Sergej Prokofjews Chorkantate

von Erich Gelf



Der Chor des Städtischen Musikvereins zu Düsseldorf wirkte am 23., 25. und 26. 09. 2005 bei den Aufführungen von Sergej Prokofjews Kantate opus 78 „Alexander Newski“ für vierstimmigen Chor, Solo-Mezzosopran und Orchester aus dem Jahre 1939 im 2. Symphoniekonzert der Düsseldorfer Symphoniker – Saison 2005/2006 - mit.

Hinter dieser nüchternen Nachricht verbirgt sich für den Städtischen Musikverein zu Düsseldorf auch deshalb ein denkwürdiges Ereignis, weil der Chor, der vielbeschäftigt bei einem Repertoire quer durch die ganze Musikliteratur mitgewirkt hat und dabei auch vor der klassischen Moderne

und vor Uraufführungen keine Berührungssängste zeigte, dieses Werk erstaunlicherweise zum ersten Mal sang. Diesen Umstand und die damit verbundene Neueinstudierung nimmt die „Neue Chorszene“ zum Anlass, einen Blick auf den Komponisten, sein Werk insgesamt und auf die Kantate „Alexander Newski“ im Besonderen zu werfen. Auch wenn beim Druck dieser Zeilen die Konzerte schon stattgefunden und sich Kritiker, Besucher und Mitwirkende ihr Urteil gebildet haben, könnten zusätzliche Informationen in diesem Beitrag sozusagen als Nebeneffekt vielleicht auch Gründe der bisherigen Düsseldorfer Abstinenz von diesem Werk Prokofjews erkennbar machen.

Sergej Prokofjew, einer der wichtigsten, aber auch schillerndsten russischen Komponisten des 20. Jahrhunderts

Sergej Prokofjew wurde 1891 auf einem Landgut in der Ukraine als Sohn des Gutsverwalters geboren. Sehr früh zeigte sich sein musikalisches Talent, so dass er schon im Alter von vier Jahren von seiner Mutter den ersten Klavierunterricht erhielt. Mit fünf Jahren schrieb er erste Kompositionen. 1903/04 wurde Prokofjew Student am Konservatorium in St. Petersburg. Dort studierte er - u. a. bei Rimski-Korsakow - bis 1914 Komposition, Klavier und Dirigieren. Zwischenzeitlich trat er mit einigen oft schrillen Kompositionen an die Öffentlichkeit, was meist Tumulte

und Skandale verursachte. Einen bedeutenden Namen machte er sich als glänzender Pianist. Als solcher war er häufig auf Tournee, auch im Ausland.

Da es nach der Oktoberrevolution schwer war, sich in Russland als Musiker eine Existenzgrundlage aufzubauen, verließ er 1918 mit Zustimmung der sowjetischen Behörden sein Heimatland und zog in die USA. Mit wechselndem Erfolg versuchte er dort, sich als Komponist durchzusetzen. Nach einem finanziellen Fiasko im April 1920 übersiedelte er nach Frankreich. Ab 1923 lebte er in Paris.

Wie viele russische Komponisten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts trug Prokofjew zwei Seelen in seiner Brust: die musikalische Inspiration Westeuropas und das nationale Klangidiom seiner Heimat. Ihn, der als modernistischer ‚agent provocateur‘ ausgezogen war, zog es seit den späten 1920er Jahren regelmäßig in die Heimat zurück.

Mit der dort herrschenden sowjetischen Kulturpolitik konnte er sich besser arrangieren als viele gewaltsam unterdrückte Künstler. Seine Musik erreichte trotz der darin enthaltenen Klangballungen, gewagten Harmonik, bohrenden Rhythmik, wilden Motorik und wüsten Ausbrüche, allerdings auch nicht die Modernität anderer in der Emigration lebenden russischen Zeitgenossen.

Anfang der 1930er Jahre zeichnete sich in seinen Kompositionen ein Stilwandel ab. Für Prokofjew schien die westeuropäische Musik an einem Endpunkt angelangt zu sein. Er ging in stärkerem Maße auf die Traditionen der russischen Volksmusik ein, vereinfachte

die Harmonik und gab seinen Melodien klarere Konturen. Dadurch wurde seine Musik allgemein verständlicher und leichter zugänglich. Seine volle Ausprägung fand dieser neue Stil nach seiner endgültigen Übersiedlung in die Sowjetunion im Jahre 1936. Prokofjew war nun davon überzeugt, dass er eine Musik für die Massen schreiben muss, die einen gesellschaftlichen Auftrag erfüllt.

Mit der Rückkehr in die UdSSR setzte auch eine Produktivitätssteigerung ein. Viele seiner bedeutendsten Stücke entstanden. Einige in dieser Zeit geschaffene Werke, die nicht nur für spezielle Anlässe des „Sozialistischen Realismus“ bestimmt waren, machten den Komponisten später zu einem der beliebtesten Klassiker des 20. Jahrhunderts.

Als seine Tonsprache unter dem Eindruck des 2. Weltkrieges wieder schärfer wurde, kam er unter stalinistischen Druck. Schließlich wurde er 1948 im Beschluss des Zentralkomitees der KPdSU „formalistischer Tendenzen“ bezichtigt und zu größerer „Volkstümlichkeit“ aufgefordert.

Daraufhin vereinfachte Prokofjew seinen Stil noch weiter. Seine letzten Werke haben einen melodischen, lyrischen, von leiser Resignation gezeichneten Tonfall.

Prokofjew starb - durch einen Sturz im Jahre 1945 schon länger stark gesundheitlich beeinträchtigt - am 5. März 1953, am selben Tage wie sein ideologischer Peiniger, Stalin. **Das Werk Prokofjews,**

Das Werk Prokofjews, Kontinuität in drei Stilepochen

Prokofjews Werk mit einer Opuszahl bis 137 umfasst Sinfonien, Konzerte mit Soloinstrumenten, sonstige Instrumentalwerke einschl. Filmmusiken, Ballette, Opern, Kammer- und Klaviermusik sowie andere Vokalwerke, auch einige Lieder. Nach seinen biografischen Daten teilt es die Musikwissenschaft - bei aller Kontinuität der musikalischen Linien und eines spezifischen Klanges - in drei Stilepochen ein: die russische Periode, die Auslandsperiode ab 1918 und die sowjetische Periode nach 1936.

Sehr bekannt ist die Komposition „Peter und der Wolf“, ein musikalisches Märchen für Sprecher und Orchester op. 67 von 1936, die durch die CD mit LORIOT und dem English Chamber Orchestra unter Daniel Barenboim aus dem Erscheinungsjahr 1985 in Deutschland vorübergehend Wunschkonzert-Charakter angenommen hatte. Auch die Ballette „Romeo und Julia“ op. 64 von 1936 und „Cinderella“ op. 97 von 1940/44 werden oft aufgeführt, auf Schallträger veröffentlicht und gesendet.

Von seinen neun Opernwerken hält sich „Die Liebe zu den drei Orangen“ op. 33, uraufgeführt 1921 in Chicago, auf den Spielplänen - auch in Düsseldorf. Diejenigen seiner Kompositionen, die von einer Melodiösität mit mäßiger Erweiterung der traditionellen Harmonik geprägt sind, stehen öfter auf den Plänen der Konzertsäle und der Sender, wie auch der Schallträgerindustrie.

Die Kantate Alexander Newski“, ein politischer Irrtum und ein Meisterwerk der modernen Musik

Laut „Harenberg Chormusikführer (1999)“ ist Prokofjews Kantate op. 78 „Alexander Newski“ in den Konzertsälen heimisch geworden und „zweifelloso Prokofjews meistaufgeführtes Chorwerk“. Es liegen mehrere Einspielungen auf CD vor. Fono-Forum-Tipp ist die Aufnahme von Deutsche Grammophon aus dem Jahre 1977 unter Leitung von Claudio Abbado (CD 447 419-2).

Die Entstehungsgeschichte der Kantate „Alexander Newski“ macht auf den ersten Blick eine Beurteilung der Berechtigung ihrer Aufführung nicht einfach.

Grundlage zu dieser Komposition ist die Filmmusik für einen Tonfilm von 1938/39 des russischen Film-Avantgardisten Sergej Eisenstein. Eisenstein hatte Prokofjew als Komponist für seinen im Auftrag Stalins zu drehenden Propagandafilm gewonnen.

Der Film erzählt, wie sich das Russland des 13. Jahrhunderts unter Führung von Fürst Alexander Newski heroisch und mit Erfolg gegen die Aggressoren - die Schweden und den Deutschritterorden - wehrt.

Die Deutschritter haben schon Pskow erobert. Alexander Newski, der Sieger im Kampf der Russen gegen die Schweden an der Newa, wird gerufen, um das bedrohte Nowgorod zu verteidigen. Der plant jedoch, die Invasoren nicht nur aufzuhalten, sondern ganz aus Russland zu vertreiben. Deshalb stellt er ein Volksheer aus vielen russischen Stämmen unter maßgeblicher

Beteiligung der Bauern auf. Zwischen Nowgorod und Pskow treffen die Heere am 5. April 1242 aufeinander. Es kommt zu einer entscheidenden Schlacht auf dem zugefrorenen Peipus-See. Der Deutsche Orden wird vernichtend geschlagen, wobei den Russen ein nicht zu erwartendes Naturereignis wunderbar zu Hilfe kommt: Das Eis bricht auf und die angreifenden Ritter versinken im Wasser. Fürst Newski wurde zum Nationalhelden und Heiligen der russisch-orthodoxen Kirche.

Die Propagandabotschaft des Filmes ist ganz klar: Die „Deutschen“ können niemals Sieger über die „Russen“ sein oder russisches Land erobern, wenn alle Völker und Stände Russlands einig unter einem großen Führer kämpfen: damals 1242 unter Newski, jetzt 1939 unter Stalin.

Wie der Film Eisensteins filmgeschichtlich nebenbei zu einem Meilenstein und Kultobjekt der Filmkunst wurde, so hat Prokofjew mit seiner Musik, die er täglich nach jeder fertiggereichten Szene komponierte, die Filmmusik als Genre geprägt und beeinflusst. In der Musik zu dem Film „Alexander Newski“ setzt Prokofjew die Bilder der Handlung kongenial in Musik um. Zum Beispiel bedient er sich bei krassen Kriegsszenen krasser musikalischer Mittel, wie Dissonanzen der Blechbläser und lärmendes Schlagwerk. Dem einig zum Kampfe zusammen kommenden Volk unterlegt er volksliedhafte und tänzerische Sentenzen mit einfacher Melodik. Die Deutschritter singen lateinisch ein dem gregorianischen Choral nachempfundenes Thema, wie Prokofjew überhaupt jeder handelnden Gruppe



oder Figur fast leitmotivisch eine bestimmte Melodie und Klangsprache zuschreibt. Damit ist ihm ein musikalisches Meisterwerk gelungen, das dauerhaften Bestand hat, auch wenn nichts darüber hinwegtäuscht, dass die Musik für ein chauvinistisches Propagandawerk geschrieben wurde.

Die Partitur dieser Filmmusik arbeitete Prokofjew unmittelbar nach Abschluss der Filmarbeiten zu der eigenständigen Kantate „Alexander Newski“ für den Konzertsaal um. Die Uraufführung war schon im Frühjahr 1939 in Moskau. Bei dieser Neubearbeitung konnte Prokofjew den musikalischen Ausdruck, insbesondere durch die Instrumentierung mit den Möglichkeiten des großen Sinfonieorchesters, noch steigern.

„Alexander Newski“, eine musikalische Historienerzählung in sieben Bildern

Die sieben Sätze der Kantate greifen in getrennten lebendigen Bildern die wichtigsten Stationen des Filmes und damit der legendären Historie aus der russischen Geschichte auf:

1. Satz: *Russland unter dem Joch der Mongolen*

Unisono-Motive des Orchesters strahlen Trostlosigkeit aus und zeichnen ein Bild des an seiner Unfreiheit leidenden Landes.

2. Satz: *Lied über Alexander Newski*

In weiten, strahlenden Melodien berichtet der Chor vom Sieg der Russen (unter der Führung Alexander Newskis) über die Schweden an der Newa. Dieses Porträt der russischen Unbeugsamkeit endet mit dem Aufruf: „Rüste dich zum Kampf, großes Nowgorod“.

3. Satz: *Die Kreuzritter in Pskow*

Zur Darstellung des feindlichen Deutschritterordens, der bereits die Stadt Pskow eingenommen hat, setzt Prokofjew krasse klangliche Mittel ein: schreiende Dissonanzen der Blechbläser, lärmendes Schlagwerk und ein leblos sich wiederholender Quasi-Choral. In krassem Gegensatz zu dieser Schilderung der Invasoren wird das russische Heer in liedhafter Schlichtheit dargestellt. Ein Klagegesang des über die Besetzung trauernden Volkes in den Streichern wird von dem lärmenden Thema der Deutschritter überlagert und erstickt.

4. Satz: *Erhebt euch Menschen Russlands*

Heroischer Chorgesang und Glockenschläge rufen das russischen Volk zum Kampf. Mütterchen Russland wird in einem lyrischen Mittelteil dargestellt.

5. Satz: *Die Schlacht auf dem Eis*

Kernstück der Kantate wie auch des Filmes ist die Eis-Schlacht auf dem Peipus-See zwischen Nowgorod und Pskow. Das Deutschritter-Heer rückt allmählich in die anfängliche Stille der winterlichen Landschaft vor. Dann kommt der russische Gegenschlag. Schließlich versinken die deutschen Angreifer im auftauenden Eis. Auch hier werden die beiden Lager musikalisch in starken Kontrasten zum Teil mit denselben thematischen Mitteln wie in Satz 3 dargestellt. Die Themen werden ähnlich der Filmmontagetechnik übereinander gelagert.

6. Satz: *Das Totenfeld*

Eine junge Frau sucht ihren Bräutigam auf dem Leichenfeld und schwört, dass sie sich nicht mit einem schönen Mann, sondern nur mit einem heldenmutigen Kämpfer vermählen wird. Der Solo-Mezzosopran besingt dies in einer elegischen Melodie.

7. Satz: *Einzug Alexanders in Pskow*

Das Lied aus dem 2. Satz erklingt unter Glockenklängen und hymnisch gesteigert zum triumphalen Einzug Alexanders in Pskow. Nach einem lebhaften Freudengesang endet das Werk mit einem pathetisch verbreiterten, jubelnden Chorsatz.

Die Neufassung der Partitur für den Konzertsaal gibt einen direkteren Blick auf die eigentlichen musikalischen Qualitäten der Komposition frei. Der Anlass zur Komposition als Filmmusik zu Propagandazwecken tritt ganz in den Hintergrund. Diese ehemalige Funktion ist auch seit langem erloschen. Wir erleben ein geniales Beispiel moderner Musik des 20. Jahrhunderts, das ein legendäres geschichtliches Ereignis Russlands mit seinen künstlerischen Mitteln vorstellt.

Erwähnenswert ist, dass der Film Eisensteins aus denselben Überlegungen heraus auf filmkünstlerischem Gebiet als Kooperationsprojekt von Rundfunk-Sinfonie-Orchester Berlin, DeutschlandRadio, ZDF und Arte sowie anderen Instituten für Musik oder Film aufwendig restauriert worden ist.

Der fertig gestellte Film wurde am 16. 10. 2003 im Konzerthaus Berlin urauf-

geführt, wobei der Berliner Rundfunkchor und das Berliner Rundfunk-Sinfonieorchester live und synchron nach der Original-Filmpartitur Prokofjews musizierten. Arte hat den Film mit diesem Soundtrack mehrfach in seinem Programm ausgestrahlt. Es liegt darüber auch eine CD vor. Allerdings ist zu beachten, dass hier nicht die Kantate Nr. 78, sondern die Original-Filmpartitur aufgenommen wurde.

Dmitriji Kitajenko, der Dirigent des Düsseldorfer Sinfoniekonzertes mit der Kantate „Alexander Newski“, erwähnte bei der Probenarbeit mit dem Chor, dass er die Partitur zur Filmmusik vor laufendem Film, mit dem Orchester im Graben und dem Chor auf der Bühne, auch schon aufgeführt hat. Vielleicht, so meinte er, ergäbe sich dazu auch einmal die Gelegenheit mit dem Chor des Städtischen Musikvereins zu Düsseldorf. Das wäre nicht uninteressant.

Pamela Rosenberg wird Intendantin der Berliner Philharmoniker

Pamela Rosenberg, derzeit Chefin der San Francisco Opera, soll Intendantin der Berliner Philharmoniker werden. Ab Januar 2006 mit einem Vorvertrag, ab Juli fest im Amt wird sie die Nachfolge von Franz Xaver Ohnesorg antreten, der überraschend zum 01.01.2003 um Lösung seines Vertrages gebeten hatte.

Berliner Morgenpost.

Ein Laienmusiker ist jemand, der es sich leisten kann Musik zu machen, ohne davon leben zu müssen.

Volkswisheit

Die neue Musik altert, wenn man sich an sie gewöhnt. Die Musik, an die niemand sich gewöhnen kann, wird vergessen.

Ingeborg Bachmann

Konzertreisen nach Israel - 1987 / 2006

Gedanken zur Israel-Tour

von Jens D. Billerbeck



Dormitio-Abtei in Jersualem. Hier fand 1987 eines der a-Capella-Konzerte statt.

Israel - eine Reise wert?

Es sind wohl vor allem Sicherheitsbedenken anlässlich zahlreicher Schlagzeilen über Selbstmordattentate, die beim Gedanken an eine Konzertreise nach Israel ein etwas mulmiges Gefühl auslösen. Gewiss ist es beruhigend zu hören, dass sich Attentate vor allem gegen jeden Versuch des friedlichen Zusammenlebens zwischen Israelis und Palästinensern richten, dass Urlauber oder touristische Ziele anders als in anderen Ländern nicht primäres Ziel von Attacken sind. Doch Garantien für die Sicherheit der Besucher kann – in keinem Land der Erde – irgendjemand übernehmen.

Vielleicht hilft es da, sich unserer Konzertreise nach Jerusalem um den Jahreswechsel 1987/88 zu erinnern.

Damals gab es zwar noch nicht das Schreckgespenst der Selbstmordattentate, aber die gerade entflammte erste Intifada – der Aufstand der Palästinenser – hat auch damals zu erheblichen Sicherheitsbedenken geführt.

Doch was wir dann in Israel erlebten, hatte wenig mit den Schlagzeilen aus der Zeitung oder den Meldungen aus den Fernsehnachrichten zu tun: Es war der Blick in ein faszinierendes Land, in dem europäische und asiatische Geschichte aufeinanderprallen, in dem die drei großen monotheistischen Weltreligionen ihre Wurzeln haben und das einen deutschen Besucher - auch aus der Nachkriegsgeneration - wohl immer mit ein wenig Befangenheit erfüllt.

Überraschend war für mich daher vor allem die Gastfreundschaft, die

uns Düsseldorfern bei fast jeder Gelegenheit entgegengebracht wurde. Ich erinnere mich noch, dass ein einsamer Demonstrant vor dem Sherover-Theater gegen die Aufführung der Carmina Burana, die Teilnahme eines deutschen Chores oder gleich gegen beides demonstrierte. Er musste sich von seinen Landsleuten vorwerfen lassen, die Gebote der Gastfreundschaft gröblich zu mißachten!

Die sehr guten Fremdenführer, die uns zugeteilt waren, betreuten die jeweilige Gruppe während der gesamten Reise. In sehr offen geführten Diskussionen konnten so auch Fragen aus der damals aktuellen politischen Situation in Israel und dem Verhältnis zu den Palästinensern angesprochen werden. Dabei stellte sich - zunächst überraschend, aber beim Nachdenken dann doch wieder selbstverständlich - heraus, dass es „den“ Israeli nicht gibt. Zwischen den Ultraorthodoxen auf der einen Seite und einer jungen, sehr westlich geprägten Generation andererseits war fast jede Schattierung vorhanden. Und natürlich gab es auch kritische Stimmen von Israelis zur damaligen Politik ihres Landes.

Einen ganz eigenen Reiz übte das Land mit seinen historischen Denkmälern und seinen landschaftlichen Schönheiten aus. Israel ist nicht groß, und deswegen kann man – Eilat einmal ausgespart – das Land fast an einem Tag im Schnelldurchgang besichtigen. Wir hatten damals mehr Zeit und so konnten Jerusalem mit der Altstadt, dem Tempelberg, seinem Basar und der Via Dolorosa auf das ausführlichste besichtigt werden. Ein Abstecher nach

Bethlehem, ans Tote Meer, nach Qumran und der von den Römern lange erfolglos belagerten Felsenfestung Masada gehörten genauso zum Programm, wie Abstecher an den See Genezareth, die Taufstellen am Jordan und die Stadt Kaphernaum. Dazu gehörten auch Kontraste: Einen stärkeren, wie den zwischen den historischen Bauten in Jerusalem (Garten Gethsemane, Grabeskirche usw.) und der technischen Universität Haifa, kann man sich kaum vorstellen.

Natürlich war die Reise auch musikalisch ein Erlebnis: Das Eröffnungskonzert mit der Carmina brachte uns die erste Begegnung mit dem designierten Düsseldorfer Chefdirigenten David Shallon, Sergiu Comissiona leitete das Sylvesterkonzert mit Mendelssohns Lobgesang-Sinfonie und zwei a-Capella-Programme unter Leitung unseres damaligen Chorchefs Hartmut Schmidt fanden in ganz besonderer Umgebung statt: In der Dormitio-Abtei in Jerusalem und in der Brotvermehrungskirche in Tabgha.

Untergebracht war der Chor zum größten Teil in sogenannten Kibuzz-Gästehäusern, Hotelanlagen in der Regie eines großen Kibbuz, jener landwirtschaftlich geprägten sozialen Lebensgemeinschaft, wie sie für Israel ganz spezifisch ist. An ein koscheres Frühstück mit viel frischem Gemüse, Fisch und Ei musste man sich denn auch erst gewöhnen, aber das sonstige Essen war qualitativ ausgezeichnet.

Und die Sicherheitsbedenken, die es ja schon damals gab? Nach der Ankunft in Israel waren sie, so meine Erfahrung, so gut wie vergessen.

Natürlich standen vor wichtigen Gebäuden schwer bewaffnete Wachen, aber das kennt man auch aus Frankreich und England (und es gehörte im Deutschland des Jahres 1987 auch noch zur jüngeren Vergangenheit der Terrorjahre Ende der 70er). Einer der Reiseführer berichtete zudem, dass sie alle (Männer wie Frauen) militärisch geschult seien und potenzielle Gefahrenpunkte meiden.

Auf der positiven Seite steht die Begegnung mit den Menschen, das Gespräch, das doch sehr dabei hilft, die Berichterstattung durch die Medien wieder ins die rechte Perspektive zu rücken. Das bestätigte mir gerade kürzlich noch ein Kollege, der seinen Urlaub im Herbst in Israel verbrachte.

Auf eines allerdings sollte man schon vor Antritt der Reise gefasst sein: Die Sicherheitsvorkehrungen am Flughafen und bei der Einreise gehören zu den schärfsten der Welt (was sicher dazu beigetragen hat, dass die israelische Fluglinie El Al noch nie Opfer eines terroristischen Anschlages geworden ist). Schon beim Einchecken gibt es eine umfangreiche Kontrolle des aufzubehaltenden Gepäcks und ein intensives Interview mit Sicherheitsbeamten. Mittlerweile ist allerdings der Unterschied zu den Einreiseformalitäten in die USA gar nicht mehr so groß....

Ich meine, wenn wir als musikalischer Botschafter der Stadt Düsseldorf der Einladung in die Partnerstadt Haifa folgen, dann ist Israel immer eine Reise wert!



Metropole bei Nacht. Blick vom Berg Carmel auf das nächtlich erleuchtete Haifa - Ziel unserer Reise 2006.

Musik in der Therapie, der Prävention und im kulturellen Leben

von Prof. Dr. rer. medic. Lutz Neugebauer

Einführung

Ein Artikel über Musik als Therapie in einer Zeitschrift für Chormusik? Zunächst mag das verblüffen. Denkt man über die Bedeutung nach, die Musik neben dem kulturellen und gesellschaftlichen Kontext für den einzelnen Menschen, für den Musizierenden hat, ist ein Ausflug in die Welt der Musiktherapie durchaus sinnvoll. Musiktherapie entwickelt sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend als etablierter Beruf im Gesundheitswesen der Bundesrepublik und gewinnt hier durch wissenschaftliche Untersuchungen zunehmend an Bedeutung. Macht man sich die Aussage zu Eigen, dass am Besonderen das Allgemeine sichtbar wird, sind Rückschlüsse aus Betrachtungen der Musiktherapie auf das allgemeine Musizieren durchaus zu ziehen. Diesen Weg der Betrachtung soll in einigen Aspekten dieser Artikel gehen, indem er Ergebnisse musiktherapeutischer Untersuchungen oder Erfahrungen beleuchtet und überträgt.

Musik und Sprache

Zahlreiche Untersuchungen und Publikationen beschäftigen sich mit der Beziehung von Musik und Sprache. So arbeitet beispielsweise DANIEL STERN in seinen Untersuchungen zur Interaktion von Kleinstkindern und ihren Eltern heraus, dass die musikalischen Elemente der Sprache in dieser Interaktion besondere Bedeutung haben. Er beschreibt, dass Männer ihre Sprech-

stimme etwa um eine Terz nach oben ‚transponieren‘, wenn sie mit Säuglingen sprechen, dass Männer und Frauen die Vokale in die Länge ziehen und damit einen typischen Eindruck der so genannten Ammensprache entsteht, die einem Singsang ähnelt. Aufgrund von Beobachtungen in der Musiktherapie kann man davon ausgehen, dass dieses gesangsnah Sprechen in der frühen, vorsprachlichen Zeit maßgeblich dazu beiträgt, Wahrnehmungen und Sprachentwicklung anzuregen und zu fördern.

In der Musiktherapie mit Kindern, die aufgrund einer allgemeinen Entwicklungsverzögerung oder aufgrund einer Behinderung in ihrer Sprachentwicklung verzögert waren, konnte gezeigt werden, dass Musik als Kommunikationsform die allgemeine Entwicklung, und die Entwicklung der Hör- und Sprechfähigkeit verbessern können. (ALDRIDGE, NEUGEBAUER und GUSTORFF)

Die in dieser Untersuchung gemachten Beobachtungen haben die Anregung gegeben sich mehr mit den der Sprache zu Grunde liegenden musikalischen Elementen zu befassen. So beschreibt DAVID ALDRIDGE in seinem Buch 'Musiktherapie in der Medizin' nicht nur musikalische Elemente der Sprache sondern arbeitet heraus, dass die kindliche Kommunikation sich als rhythmischer Prozess beschreiben lässt und die rhythmische Synchronisation Grundlage der Kommunikation im allgemeinen bildet.

In einer jüngeren Arbeit, belegt NEUGEBAUER die Nähe von Musik und Sprache, indem er die normale Sprachentwicklung von Kindern aus der Sichtweise - oder besser - Hörweise eines Musikers betrachtet. In jeder Sprachentwicklung lernen Kinder ihre Tonhöhe mit der Atmung und rhythmischen Elementen zu koordinieren, um so einen Zugang zum Sprechen zu ermöglichen. Musik als Therapie vermag hier, durch gezielten Einsatz dieser Elemente in einem kommunikativen klinischen Improvisationsprozess mit Kindern Elemente von Sprachentwicklung zu fördern und zu veranlassen, wenn aufgrund besonderer Entwicklungsbedingungen die normale Sprachentwicklung ins Stocken geraten zu sein scheint.

Die Erkenntnisse und Erfahrungen aus der Arbeit mit Kindern bzw. die Betrachtungen zur Beziehung von Musik und Sprache lassen sich aber auch in andere Bereiche übertragen, in denen die Musik als Therapie eingesetzt wird. Ein wichtiger klinischer Bereich in diesem Kontext ist die Rehabilitation von Patienten und Patientinnen, die aufgrund eines Schlaganfalls oder anderer neurologischer Traumata wie beispielsweise Kopfverletzungen einen Sprachverlust erlitten haben. Immer wieder hören wir aus Schilderungen von Angehörigen, dass Patienten, die nicht mehr sprechen können, singen würden. Oft sind diese Beobachtungen zunächst zufällig gemacht: dass etwa die vom Schlaganfall betroffene Großmutter beim Kirchenbesuch plötzlich und unerwartet die Lieder mitsingt oder es versucht.

Immer sind diese Beobachtungen an scheinbar zufällige Umstände gebunden, dennoch haben sie alle eines gemeinsam, sie werden gemacht, wo gesungen wird oder wo Musik 'life' ertönt. Derartige Schilderungen als Mitsingen von Musik, die im Radio oder von Tonträgern erklingt, sind mir nicht bekannt.

Häufig wurde in den Anfängen der Musiktherapie aufgrund solcher Beobachtungen der Angehörigen eine Behandlung gesucht und eingeleitet. Inzwischen belegen Untersuchungen wie z.B. von Monika Jungbluth oder von Simon Gilbertson die immensen Möglichkeiten, die Musik als Therapie bietet. Frau Jungbluth arbeitete stimmlich mit Aphasie betroffenen Menschen, die als Langzeit-Aphasiker eingestuft sind und Herr Gilbertson zeigt in seiner Arbeit, wie Musik als Therapie in der Rehabilitation von Schädel-Hirn-Traumatisierten eingesetzt werden kann. Beiden Arbeiten ist gemeinsam, dass das Sprechen als nur eine Form eines breit angelegten Kommunikations- und Beziehungsbegriffs angesehen wird. Es kann hierdurch – auch und besonders für die Angehörigen – ein Weg aufgezeigt werden, wie Kommunikation und Beziehung zu einem Betroffenen (wieder) möglich werden kann. Gerade diese Arbeiten machen das Potenzial deutlich, dass die Musik als Therapie im Sinne einer Kommunikations- und Sprachanbahnung haben kann, dass ihr aber auch eine besondere Bedeutung im Kontext der Beziehung und sozialen Einbindung der Angehörigen zukommen kann.

Soziale Beziehung

Gerade in diesem Bereich hat die Musik als Therapie schon in ihren Anfängen besondere Möglichkeiten gezeigt. In der Arbeit mit autistisch behinderten Kindern sind grundlegende musiktherapeutische Verfahren entwickelt worden. Autistisch behinderte Menschen sind uns inzwischen durch Filme, Dokumentationen und autobiografische Bücher nicht mehr ganz fremd. Es sind Menschen, die sich in normalen Settings scheinbar nicht oder nur begrenzt sozial orientieren und auf andere Menschen beziehen können. Dies kann bis zu einer kompletten sozialen Abkapselung führen, in der diese Menschen leben. Moderne Forschungen - und Schilderungen betroffener Menschen - zeigen, dass man diese Verhaltensweisen auch als Reaktion auf überflutende Reizangebote deuten kann. Wie immer die Ursachen für diese Andersartigkeit beschrieben werden, schon früh hat Musik zu diesen besonderen Menschen einen Zugangsweg gebahnt, der in der Therapie dazu führt, dass mitunter neue Fähigkeiten entdeckt, ausprobiert und angewendet werden können. Wie auch bei entwicklungsverzögerten oder sinnesbehinderten Kindern bietet Musik die Möglichkeit Wahrnehmungen zu strukturieren, in einer zeitlichen Abfolge zu erleben und in einen sozialen Kontakt mit einem anderen Menschen einzutreten.

Erkenntnisse aus dieser Arbeit, die in den letzten Jahren methodisch beschrieben und beforscht wurde (z.B. NEUGEBAUER u. JANSSEN, SCHUMACHER, KERN) hat Musiktherapeu-

ten angeregt, mit Menschen ähnliche Wege zu gehen, die aufgrund einer ganz anderen 'Grundbedingung' den Kontakt zu unserer gemeinsam geteilten Realität verlieren oder verloren haben: Menschen, die an Demenz erkrankt sind. Auch hier treffen wir auf Menschen, die aufgrund ihrer besonderen Lebenssituation nicht mehr in der Lage sind oder sein werden, ihr Leben selbst bestimmt und autonom zu führen. Sie können nicht mehr an unserer Realität teilhaben, wirken mitunter verloren in einer sich von Sekunde zu Sekunde fortschreitenden Gegenwart, die keine Erinnerungsspuren mehr hinterlässt. Gerade Angehörige wissen, wie anstrengend es sein kann, in einem Gespräch immer wieder gleiches zu sagen, zu hören oder auch - im Extremfall - kein Gespräch mehr führen zu können, weil der 'Faden immer wieder abreißt'. Faszinierenderweise lässt sich aber auch bei schwer betroffenen Menschen beobachten, dass sie Lieder erkennen, mitsingen und so in einen Kontakt zu anderen Menschen treten können. Abgesehen von der Freude, die das gemeinsame Musikmachen bei den Betroffenen auszulösen vermag, bietet sich hier eine Möglichkeit auch für die Angehörigen, einen Kontakt mit den Menschen zu finden, die ihnen sonst mehr und mehr verloren zu gehen scheinen.

Besonders beeindruckend ist für mich immer wieder zu erleben, wie groß der Liederschatz alter Menschen ist, Lieder, die sie auswendig singen können und in die sie einstimmen können, wenn sie gesungen werden.

Ebenso interessant ist für mich die Beobachtung dass z.B. in Heimen kaum jemand zum laufenden Radio singt. Wie selbstverständlich den Bewohnern das Singen ist und wie groß der Gegensatz zu einer Generation ist, deren erste Worte bei Begegnungen mit Musikern oft 'ich bin aber total un-musikalisch, das letzte mal habe ich in der fünften Klasse gesungen', lässt mich mitunter mit Sorge in eine Zukunft blicken, in denen Menschen keine Lieder mehr haben. Die Begegnung mit alten Menschen könnte hier sicher gerade für Kinder und Jugendliche wichtige Impulse für einen Erhalt musikalischer und im wahrsten Sinne des Wortes mit-menschlicher Kultur geben.

Identitätsbildung

Wenn man die genannten Bereiche betrachtet, in denen sich Musik als Therapie bewährt, und wenn man sich fragt, worin gerade die Stärke dieser Kunstform liegt, wird man leicht auf die soziale Bedeutung des gemeinsamen Musizierens stoßen, das auch Grundlage der so genannten aktiven musiktherapeutischen Verfahren ist. Bei der sozialen Kraft stehen zu bleiben, die von der Musik ausgeht, um therapeutische wie soziale Wirkungen zu begründen, würde jedoch einen wesentlichen Aspekt auslassen. Musik wirkt nicht nur im sozialen Kontext sondern ebenso im Individuellen. Fragt man sich, wodurch 'das Soziale' möglich wird, kommt man als Antwort beim Individuum aus. Der einzelne Mensch muss nicht nur in der Lage sein, sich z.B. in den Dienst einer Sache zu stellen, sondern er muss

dies in voller Anerkennung seiner Möglichkeiten und Grenzen, seiner Fähigkeiten und seiner ganzen Individualität tun. Eine Möglichkeit diese Identität wahrzunehmen, besteht - wie Betrachtungen z.B. zur Musiktherapie mit persönlichkeitsgestörten Patienten zeigen - im Musizieren. In der Musik muss ich etwas tun, das bei jeder sozialen Interaktion gefordert ist: ich muss einerseits in meiner Wahrnehmung von mir selber weg, das mich umgebende Umfeld mit meinen Sinnen erfassen, andererseits aber handelnd ganz bei mir selber bleiben, um meinen Beitrag zu einem sozialen Ganzen zu leisten.

Die Chormusik kann hierfür ein gutes Beispiel geben. Ein Chorklang entsteht nur - wie wir wissen - wenn jeder einzelne Sänger und jede Sängerin sich in den Gesamtklang einfügt. Dieses Einfügen gelingt aber eben nur dann, wenn man die scheinbar paradoxe Leistung vollbringt, wahrnehmend ganz von sich weg und zugleich handelnd ganz bei sich zu sein. Diese beiden Aufgaben erfüllt man vermutlich nicht gleichzeitig, sondern in einem Schwingungsprozess zwischen Wahrnehmung und Handlung. Diese Oszillation, die mich einerseits meiner selbst, andererseits meiner Umgebung bewusst werden lässt ist es vermutlich auch der Grund, dass man als begeisterter Chorsänger/ Sängerin oder Kammermusiker aktiv ist und darin eine Erfüllung findet. Gerade die Bewusstwerdung meiner selbst als Teil eines ganzen, gelingenden sozialen Gefüges ist es, das mir die Freude am gemeinsamen Musizieren vermittelt: dass ich mir im Gefüge der Musik, in

der Abgrenzung z.B. von anderen Stimmen meiner selbst gewahr werde, das Bewusstsein, dass ich selber handelnd tätig werde.

Hier schließt sich wieder der Kreis von Therapie und Musik. In der Therapie z.B. mit autistischen Menschen oder an Altersdemenz Erkrankten geht es ja nicht darum, dass die Betroffenen eine gestellte Aufgabe erfüllen oder vordergründig ein Verhalten erlernen, es geht vielmehr darum, dass sie sich selber als aktiven Teil einer sozialen Beziehung erleben und sich in diese Beziehung einbringen können. Hierzu müssen sie Grenzen überwinden, die ihnen durch Krankheit oder Behinderung gesetzt sind. Bei der Überwindung dieser Grenzen kann Musik ihnen helfen und wird dadurch für Menschen mit besonderen Bedürfnissen zur Therapie.

Zum Autor:

Lutz Neugebauer studierte Musik in Aachen und Musiktherapie in London, danach schlossen sich klinische Tätigkeiten als Musiktherapeut im Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke an. 1988 erfolgte die Anstellung als Co-Leiter des Institutes für Musiktherapie an der Universität Witten/Herdecke, 1992 die Promotion zum Dr. rerum medicinalium, 1998 die Verleihung des Titels Honorarprofessor.

Literatur:

Aldridge, D., Neugebauer, L., Gustorff, D. (1997): Musiktherapie mit entwicklungsverzögerten Kindern. In: KAIROS 1 (David Aldridge Hrg.), Verlag Hans Huber, Bern

Aldridge, David (1999). Musiktherapie in der Medizin, Verlag Hans Huber, Bern

Gilbertson, Simon (2005). Music Therapy in Early Neurorehabilitation with People who have Experienced Traumatic Brain Injury. Dissertation, Universität Witten/Herdecke.

Jungbluth, Monika (2003). Rhythmisch melodisches Stimmtraining auf musiktherapeutischer Grundlage mit Broca- und Globalaphasikern in der Langzeitrehabilitation. Dissertation, Universität Witten/Herdecke.

Kern, Petra (2004) Making friends in music: including children with autism in an interactive play setting. Online Journal "Music Therapy Today" auf: www.musictherapyworld.de, Ausgabe August 2004.#

Neugebauer, Lutz (2005): The importance of music therapy for encouraging latent potential in developmentally challenged children. Online Journal "Music Therapy Today" auf: www.musictherapyworld.de, Ausgabe Juli 2005

Neugebauer, Lutz und Janssen, Winfried (in Vorbereitung). Musiktherapie mit autistisch behinderten Kindern, Online Journal "Music Therapy Today" auf www.musictherapyworld.de.

Ochsner Ridder, Hanne-Mette (2004). When dialogue fails. Music therapy with elderly with neurological degenerative diseases, Online Journal "Music Therapy Today" auf: www.musictherapyworld.de, Ausgabe August 2004.

Schumacher, Karin (2004), Musiktherapie und Säuglingsforschung. Zusammenspiel. Einschätzung der Beziehungsqualität am Beispiel des instrumentalen Ausdrucks eines autistischen Kindes, Peter Lang Verlag, Frankfurt.

Stern, Daniel; (2000). Mutter und Kind, die erste Beziehung, Klett-Cotta Verlag.

Buchbesprechung: „Der Prozeß“

von Friederike Preiß

Rezension: Dr. Hanns Michael Crass

*Friederike Preiß, Der Prozeß.
Clara und Robert Schumanns
Kontroverse mit Friedrich Wieck.
Peter Lang Verlagsgruppe, Frankfurt
a. M. u.a. 2004, 341 S., 56,60 €*

Vorabdruck aus "Duesseldorfer
Jahrbuch" 76, 2006.

Robert Schumann, am 8. Juni 1810 in Zwickau geboren, begann 1828 nach dem Abitur das Studium der Jurisprudenz in Leipzig. Nach einem Wechsel an die Heidelberger Universität, teilte er im Sommer 1830 seiner Mutter Christiane Schumann, verwitwet seit 1826, mit, dass er sich in Zukunft nur noch der Musik widmen wolle. Es ist umstritten, wie intensiv sich Schumann überhaupt mit der Rechtswissenschaft beschäftigt hat. „In seinen Briefen an die Mutter und an Vormund Rudel beteuert er, fleißig zu sein und das Studium nicht zu vernachlässigen. Nach Zeugnissen von Studienfreunden hingegen hat Schumann den Vorlesungssaal niemals von innen gesehen.“ (S. 17)

Die Autorin lässt aber doch die Möglichkeit offen, dass der junge Studentgewisserudimentärejuristische Kenntnisse aufnahm. Unbezweifelt ist jedoch, dass Schumann sich in Leipzig mit Musik beschäftigte, denn er nahm zwischen August 1828 und April 1829 Klavierunterricht bei Friedrich Wieck. Dabei kam es auch zu persönlichen Kontakten: durch Einladungen zu „Kaffee und



Robert und Clara Schumann

Foto Internet

Kränzchen“, durch gemeinsame Ausflüge und durch Teilnahme an Hauskonzerten hatten Lehrer und Schüler ausreichende Gelegenheit, Charakter und Persönlichkeit des jeweils anderen kennen zu lernen. So lag es nahe, dass Schumann sich nach der Rückkehr aus Heidelberg Friedrich Wieck, zu diesem Zeitpunkt bereits ein renommierter Musikpädagoge, als Lehrer auswählte, um sich von ihm zum Pianisten ausbilden zu lassen. Inwieweit Schumann dabei auch schon daran dachte, sich der Komposition zu widmen, wird nicht weiter verfolgt. Vorerst beherrschte ihn jedoch die Vorstellung, „daß ich bei Fleiß und Geduld und unter gutem Lehrer binnen sechs Jahren mit jedem Klavierspieler wetteifern will... hier und da hab' ich auch Phantasie und vielleicht Anlage zum eigenen Schaffen...“ (S. 18)



Friedrich Wieck

Foto Internet

Zwar urteilte Friedrich Wieck in einem Brief vom 7. August 1830 an Christiane Schumann, dass er ihren Sohn „bei seinem Talent und seiner Phantasie binnen drei Jahren zu einem der größten jetzt lebenden Klavierspieler“ (S. 20) ausbilden könnte – und verwies als Beweis auf seine elfjährige Tochter Clara –, doch schloss er dann vielerlei Bedenken (mangelndes pianistisches Können, fehlende rhythmische Präzision und Artikulation) an, so dass er das zunächst formulierte Lob wieder zerstörte. Sogar auf Schumanns Persönlichkeit erweiterte er seine Bedenken, es erschien ihm fragwürdig, dass er das gewünschte Studium durchzuhalten vermöchte. Schumann wurde dieser Brief von der Mutter zugeschickt. Er nahm aber nur die positive Aussage zur Kenntnis und traf Mitte Oktober 1830 von Heidelberg kommend in Leipzig ein.

Die Verfasserin berichtet nun, belegt durch Zitate aus Schumanns Tagebüchern, dass der Klavierschüler auf dem Wege eines geregelten Studientages die erhoffte Spitze der Pianistengarde nicht erreichen würde. Maßloser Alkoholkonsum bedingte seine Unfähigkeit zu arbeiten, ein

Teufelskreis, dem er selten entkam und der seine ganze Energie verbrauchte. Konnte er in Phasen der Nüchternheit konzentriert arbeiten, so war das ein Ereignis, das er besonders in seinen Tagebüchern hervorhob: „Ich habe jetzt lauter schöne, reine Tage. Wenn nur keine Rückfälle kommen!“ (S. 26) Hinzu kam, dass Schumann nicht üben konnte, wenn er nicht kontrolliert wurde. Zur Zeit einer siebenmonatigen Konzertreise von Vater und Tochter führte er nicht einmal sein Tagebuch. Fand jedoch die Kontrolle statt, so konnte er sie nicht ertragen, da er sich nicht unterordnen konnte. Seit Oktober 1831 musste Schumann eine Erlahmung an seiner rechten Hand infolge übertriebener mechanischer Übungen feststellen. Im Jahre 1832 war Schumann ein gescheiterter Pianist, im Gegensatz zu Clara, die Beachtung in der Welt fand bis hin an den Wiener Hof, der sie zur k.u.k. Kammervirtuosin ernannte.

Die Beziehung zwischen Clara Wieck und Robert Schumann begann im Jahre 1835. Im August 1837, nach einem Konzert im Leipziger Börsensaal, bei dem Clara drei der Symphonischen Etüden Schumanns spielte, erhielt sie einen Brief Roberts, in dem er seine Absicht mitteilte, offiziell bei Vater Wieck um ihre Hand anzuhalten. Clara erklärte sich, kurz vor ihrem 18. Geburtstag, einverstanden; beide sahen den 14. August 1837 als ihren Verlobungstag an. Die heftige, ablehnende Reaktion Wiecks lag darin begründet, dass er Schumann, den er zu gut kannte, nicht für den richtigen Schwiegersohn

hielt. Er sah ihn nicht in der Lage, an seine Stelle treten zu können, um Clara das sorgenlose Leben zu garantieren, das sie zur zu erwartenden großartigen Solistenkarriere benötigte. Er verweigerte den Ehekonsens für seine minderjährige Tochter, bzw. knüpfte ihn an Bedingungen, die Robert nicht erfüllen wollte. Auch wegen des zukünftigen Wohnortes kam es zu Streitigkeiten. Wien mit der Gelegenheit zu glänzenden Konzerten hätte sich für Clara empfohlen; Robert wollte lieber in Leipzig, auch wegen der Herausgeberschaft der „Neuen Zeitschrift für Musik“, bleiben. Letztlich wollte Schumann in Clara nur eine „Hausfrau“ gewinnen, die ihn umsorgte und für seine Bequemlichkeit zuständig war. Auch das Kapital, das der Vater für die Tochter verwaltete, und die künftige Erbschaft waren Anlass zu Auseinandersetzungen. Zuletzt waren die Fronten so verhärtet, dass die gerichtliche Auseinandersetzung unumgänglich wurde.

Der Verlauf des wohl berühmtesten Eheprozesses der Musikgeschichte, der 1839 begann und mit der Verkündung des Urteils, das die Heirat ermöglichte, am 1. August 1840 schloss, wird, ebenso wie seine Rezeption, ausführlich und faktenreich belegt und beschrieben. Dem Leser bieten sich hier tiefe Einblicke in die Persönlichkeitsstrukturen der Beteiligten und in die Versuche nach dem Prozessende die Schuld einseitig festzulegen. Die Verfasserin lässt sich aber dadurch nicht beeinflussen. In ihrem 5. Kapitel „Das Image Friedrich Wiecks“ widerfährt der Persönlichkeit des Vaters Gerechtigkeit. Darin

widerspricht sie Hans John, der 1988 die Prozessakten in Dresden bearbeitet und einseitige Parteinahme für Robert Schumann ergriffen hatte. Die Perspektive Wiecks als Vater, der für das persönliche Wohlergehen und die künstlerische Karriere seiner Tochter Verantwortung trägt, ihr einen Platz in der Welt, nicht in Haushalt und Kinderstube, sichern möchte, wird bei ihr begründet ausgeführt und überzeugend dargelegt.

Die Arbeit, die einen bewegenden Abschnitt aus dem Leben des späteren Städtischen Musikdirektors Düsseldorf (1850–1853) darstellt, ist als Dissertation an der Robert-Schumann-Hochschule Düsseldorf entstanden. Die Autorin, selbst ausübende Orchestermusikerin, hat ihre Beschäftigung mit dem Thema durch ein Studium der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft sowie der Rechtswissenschaft in Köln untermauert.

Zum Autor:

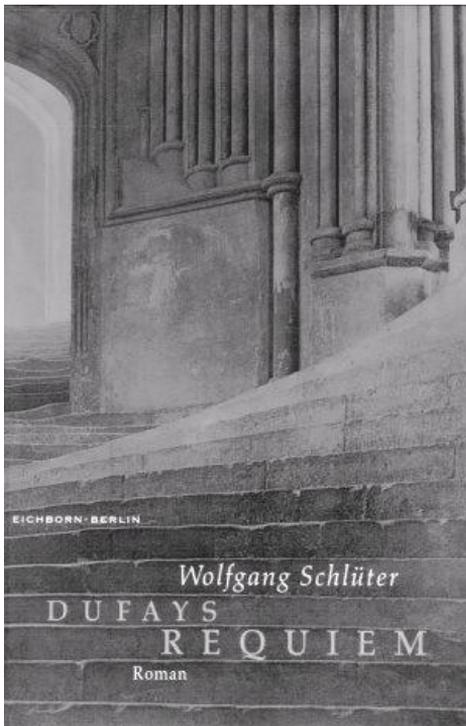
Dr. Hanns Michael Crass ist Bibliotheksdirektor - Dezernent Benutzung - an der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf.

Die Redaktion bedankt sich bei Herrn Dr. Crass für die Überlassung dieser Besprechung als Vorabdruck aus dem "Duesseldorfer Jahrbuch" 76, 2006 und als Beitrag zum bevorstehenden Schumannfest im kommenden Mai.

Schumanns Todestag –
29. Juli 1856 - jährt sich
2006 zum 150ten mal.

Buchbesprechung: „Dufays Requiem“

Von Wolfgang Schlüter – gelesen und besprochen von Dr. Thomas Ostermann



Der ein oder andere erinnert sich vielleicht noch: im Mai diesen Jahres entdeckte ein Mitarbeiter des Bach-Archivs Leipzig unter den Beständen der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar eine bisher unbekannte Komposition Johann Sebastian Bachs, die dieser anlässlich des 52. Geburtstags des Herzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar (1662-1728) komponierte.

Solche Funde werden je nach Komponist und gefundenem Werk mehr oder weniger spektakulär von den Medien in Szene gesetzt. Da wundert es kaum, dass dieses Thema auch in der Belletristik gerne aufgegriffen wird, birgt

es doch eine Menge Stoff für Spekulationen, Ränkeschmiede, Verschwörungen und natürlich: Liebe, Leid und Tod.

In dieser und der folgenden Buchrezension wird jeweils ein Buch vorgestellt, das sich dem Thema verschollener Musikstücke in kriminalistischer Weise widmet. Damit ist allerdings nicht gemeint, dass man in detektivischer Manier versucht, herauszufinden, wo der Klavierauszug von Brahms' Requiem nach dem letzten Konzert gelandet ist, obwohl man mit der Vertonung der Totenmesse gar nicht so falsch liegt.

In der Tat geht es in dem heute besprochenen Roman „Dufays Requiem“ von Wolfgang Schlüter um den Versuch des Protagonisten, des Oberstudienrates Wernfried Hübschmann, die gleichnamige Komposition, die Guillaume Dufay im 15. Jahrhundert im Umbruch zwischen Mittelalter und Frührenaissance für seine eigene Beerdigung geschrieben hat, zu finden bzw. zu rekonstruieren. Ganz interessant, mögen Sie sich sagen, aber warum hat der Autor gerade diese Komposition von Dufay zum Titelthema gewählt, schließlich gibt es ja beispielsweise vom Burgmüller ebenfalls noch einiges zu finden. Dazu wird im Laufe des Romas ausführlich Stellung genommen und natürlich nicht verraten!

Alles beginnt mit einem Drohbrief an die Musikwissenschaftlerin Antonietta Riccioli, die unser Hauptdarsteller, „den Mund voller Kresse“ während einer Studienreise nach Großbritannien

in einem Waffelhaus in Norwich kennenlernt, nachdem er in den dortigen Antiquariaten nach alten Notenblättern gesucht hatte. Kurze Zeit später ist die Wette zwischen den beiden perfekt: „Na denn man zu. Finden Sie uns was. [...] Wie wär's mit Dufays Requiem.“ Je weiter Hübschmann nun, von Ehrgeiz getrieben, den Spuren des Requiems folgt, desto klarer wird, dass zwischen dem Requiem und dem Drohbrief ein Zusammenhang besteht. Mit zeitlich verschachtelten Rückblenden, Tagebucheintragen und musikwissenschaftlichen Exkursen u.a. über den unterschiedlichen liturgischen Aufbau des Requiems bei Ockeghem oder Berlioz' Lelio (!) kommt der Leser nach und nach hinter die Abgründe in den Beziehungen zwischen den Akteuren, die nach und nach von der Bildfläche verschwinden, bis ... aber lesen Sie selbst!!

Die Anlage des Romans mag für den nicht musikalisch interessierten Leser mit einigen Längen verbunden sein,

insbesondere weil er sich durch seine Mischung aus virtuoser Sprache und der spannenden Vermittlung von Hintergrundinformationen angenehm von den Bahnhofskioskbestsellern abhebt. Für den Musikliebhaber ist diese Kombination in Verbindung mit einer CD mit entsprechenden Musikstücken eine, wie ich finde, lesens- und verschenkenswerte Angelegenheit, denn um es mit Antoniellas Worten zu sagen: „Alles was lebt, klingt!“

Erhältlich ist dieses Buch aus dem Eichborn Verlag im Hardcover über die einschlägigen Internet-Buchhändler erfreulicherweise bereits für unter 10 €. Die möglicherweise ebenfalls interessierenden CD (bspw. Guillaume Dufays Messen, Hymnen & Motetten) sind je nach Anbieter schon ab 5,99 € erhältlich.

Ein angenehmes Lese- und Hörvergnügen nicht nur in den kalten Tagen wünscht Ihnen/Euch

Thomas Ostermann



Das besondere Buch zum Mozartjahr 2006:

Niemetschek, Franz Xaver

Ich kannte Mozart

die einzige Biografie von einem Augenzeugen
München

Langen Müller, 2005

128 S.Ill.

3-7844-3017-1 - fest geb. 14.90 EUR

Niemetschek war ein Zeitgenosse Mozarts und der Richtige, so glaubte schon Constanze Mozart, ein authentisches Zeugnis über den berühmten Komponisten abzulegen. Diese Biografie überrascht durch ihre Aufrichtigkeit und Natürlichkeit. Ein lebendiges Zeitbild

Das Porträt: „Ursula Fratz“

Die Inhaberin der Düsseldorfer Musikalienhandlung

im Gespräch mit Georg Lauer

Aus Liebe zur Musik“ - so titelte der Musikverein seine zweibändige Chronik 1988 und 2001, dem Band 2 war noch der Untertitel „Die Kunst des Unmöglichen“ hinzugefügt. Für meine Gesprächspartnerin Ursula Fratz, die seit über 30 Jahren an der Kaiserstraße in Düsseldorf ihr stadtbekanntes Fachgeschäft „Musikalien Fratz“ führt, könnte ich keine treffenderen Charakterisierungen erfinden als die eben zitierten! Vielleicht wäre „Urgestein“ noch eine andere angemessene Vokabel, die auf meine Gesprächspartnerin zutrifft.

Jedenfalls kennzeichnet seit ihrer frühen Kindheit, die noch vor dem 2. Weltkrieg beginnt, die Musik den Lebensweg von Ursula Fratz: Immer hat sie gesungen - im Schulchor, im Musikverein, im Extrachor der Oper und - bis heute (!) - im Kirchenchor, bald werden es 60 Jahre sein!

Mit 14 stand sie in nächstelanger Schlange vor der Oper, um eine Karte für Beethovens Neunte zu ergattern, der Krieg war zu Ende und der Kulturhunger war groß. 1953 trat sie in den Musikverein ein, es war die Ära von Eugen Szenkar und Michael Rühl. Auf dem Programm standen Repertoire-Klassiker wie Beethovens „9.“, „Matthäuspassion“, „Mozart-, Brahms- und Verdi-Requiem“, Schumanns „Paradies und Peri“ oder seine „Faust-Szenen“. Aber es kamen auch so junge Werke wie Strawinskys „Psalmensymphonie“, Zoltan Kodalys „Psalmus Hungaricus“ oder Arthur Honeggers „König David“ zur Aufführung. Und, was allen, die



Ursula Fratz

Foto Musikverein

diese musikalischen Nachkriegs- und Aufbruchjahre miterlebt haben, in unauslöschlicher Erinnerung geblieben ist: In diese Zeit fallen die ersten Konzertreisen des städtischen Chores nach dem Krieg ins benachbarte Ausland! In Paris werden Beethovens 9., die „Missa Solemnis“ und Haydns „Schöpfung“ zu Gehör gebracht: Die Mitglieder des Musikvereins wirken - aus Liebe zur Musik - als frühe musikalische Botschafter der Stadt Düsseldorf an der Völkerverständigung zweier ehemals verfeindeter Nationen mit, weit bevor es zu politisch initiierten Partnerschaften auf kommunalen Ebenen kommt!

Auch aus Liebe zur Musik trifft Ursula Fratz in dieser Zeit die wohl wichtigste Entscheidung ihres Lebens: sie heiratet den Musiker Walter Fratz, Kantor an St. Martin, und beendet nach neun Jahren ihre aktive Sängertätigkeit beim Städtischen Musikverein. Fortan singt sie - man muss nicht hinzufügen: natürlich! - im Kirchenchor ihres Mannes. Die Verbindung zum Musikverein pflegt sie bis heute, und zwar nicht

nur auf geschäftlicher Ebene, sondern vor allem als „Förderndes Mitglied“ des Chores.

Vielleicht nicht nur aus Liebe zur Musik erblicken bis zum viel zu frühen Tod ihres Ehemannes zwei musisch begabte Kinder das Licht der Welt: der inzwischen weit über die Grenzen Düsseldorfs bekannte Dirigent Martin (Fratz) und die Musikwissenschaftlerin und Mutter von vier Kindern Birgitta (Heusch).

Die dynamische Großmutter, die selbst das von der neuen Regierung geplante erhöhte Renteneintrittsalter schon um Einiges übertroffen hat, steht nach wie vor mit beiden Beinen im Düsseldorfer Geschäftsleben. Als junge Frau hatte sie es vorgezogen, ihre Liebe zur Musik einer fundierten kaufmännischen Ausbildung unterzuordnen. Diese wiederum war Grundlage für eine weitere wichtige Weichenstellung in ihrem Leben: 1973 entschloss sie sich nach kurzer Beratung mit ihrem Mann zur Übernahme der schon damals an der Kaiserstraße gelegen Musikalienhandlung „Fierlings“. Nach der Einarbeitung an der Seite ihres Mannes und ihrer Vorgängerin in die spezielle Branche der Noten- und Fachbuchliteratur erhielt sie die Berechtigung zur Ausbildung von Lehrlingen im Fach des Musikalienhändlers. In diesem immer seltener werdenden Berufszweig hat sie im Laufe der letzten 32 Jahre sechs junge Menschen zum Ausbildungsabschluss geführt.

Betritt man heute das Ladenlokal, das Ursula Fratz seit 1983 in Düsseldorf an der Kaiserstraße 21 unterhält, dann fühlt sich der Besucher hier gleich zu Hause: es ist die Mischung aus Arbeits-

bibliothek und Wohnzimmer, die einen umfängt, und die persönliche Begrüßung: Frau Fratz kennt Ihre Kundschaft seit Jahren und begrüßt die allermeisten mit Namen. Da kommen Profis und Laienmusiker, Hochschullehrer und Studenten, Kirchenmusiker und Chorleute: Allen wird geholfen, ob sie Notenmaterial oder Fachbücher brauchen oder ein Geschenk suchen, was nicht da ist wird beschafft, ob Partituren oder Klavierauszüge, Schulmusiknoten oder leichte Arrangements aus der Welt der Popmusik, für Oper oder Symphoniker, Musikverein oder Lieschen Müller, in der „Kunst des Unmöglichen“ ist Ursula Fratz eben geübt!

Wer im Bücherregal stöbert, findet Lexika und Konzertführer, Handbücher zur Orgelpraxis oder Biographien aller bekannten und weniger bekannten Musiker. Mit dem roten Taschenkalender für 2006 zum 250. Geburtstag sticht einem das Mozartjahr ebenso ins Auge wie Robert Schumanns großformatige Bildchronik. Wer sich auf dessen 150. Todestag einstimmen will, der wird hier garantiert fündig.

Bis zum Schumannfest im kommenden Mai wird das Literatur-Angebot um diese beiden Jubiläums-Musiker wieder unübersichtlich groß werden, Frau Fratz und ihr Mitarbeiter David Sperrath wird jeden, der kommt, unermüdlich und zielsicher durch den Musikalien-Dschungel leiten.

„Musikalien Fratz“, so firmiert das Geschäft, also gibt es hier auch Glockenspiele und Flöten, Klarinettenreinger und Ersatzsaiten, Metronome und eine Auswahl von Übungs-CD's „Chorsingen leicht gemacht“. Und wer hier gleich mit dem Üben anfangen will, der

kann – wenn er's kann – sich im schalldichten Keller ans Klavier setzen und aus dem Notenbild ein Klangbild produzieren. So mancher Student nutzt hier die Möglichkeiten zum Studium, wenn es an der Hochschule am Übungsplatz mangelt.

Alles in allem kann man hier musikalisch rundum versorgt und dabei glücklich werden, Ursula Fratz, das Urgestein in der Düsseldorfer Musikszene, macht's möglich. Möge es - aus Liebe zur Musik - noch lange so bleiben.

Mein musikalischer Lebensweg: Ursula Verhoeven

nacherlebt und aufgeschrieben

von Konstanze Richter

„Ohne Musik ist das Leben ein Irrtum“

Die Liebe zur Musik ist schon auf den ersten Blick zu sehen. Ursula Verhoevens Wohnzimmer ist geradezu durchdrungen mit Gegenständen, die auf die eine oder andere Art mit Musik zu tun haben. Das Bücherregal ist voller Musiker-Biografien und Nachschlagewerke, an den Wänden hängen Fotografien von Konzertauftritten und in einer Ecke des Raumes lehnt ein Cello an der Wand, davor der Notenständer auf Sitzhöhe. Ein weiterer Notenständer, diesmal für eine stehende Person aufgestellt, steht in einer anderen Ecke.

„Der ist für meine Chorpartituren“, erklärt Ursula Verhoeven. Schließlich muss ja alles seinen Platz haben. Als Kind eines Musiklehrers und einer ausgebildeten Pianistin hat sie die Musik sozusagen mit der Muttermilch aufgesogen. Zunächst einmal unterbrach Klein-Ursula mit ihrer Ankunft allerdings ein Hauskonzert. „Meine Mutter spielte noch das Forellenquintett zu Ende, stand

dann auf und entschuldigte sich bei den Mitspielern, sie müsse jetzt den Musikabend beenden, das Kind melde sich“, erzählt sie schmunzelnd. Ursula war die Vierte in einer Reihe von sieben Kindern. „Wir alle spielten ein bis zwei Instrumente und Hausmusik war bei uns eine Selbstverständlichkeit.“ So habe der Vater mehrstimmige Lieder komponiert, die die Kinder dann gemeinsam aufführten. „Auch in der Kirche ging musikalisch ohne uns nichts.“ Ursula lernte Klavier und Cello.

Bei einem derartigen Familien-Hintergrund scheint es schon fast unausweichlich, dass Ursula Verhoeven ein Studium für Klavier und Cello an der Musikhochschule in Köln begann. Der Krieg allerdings schob ihrem Traum von der Musikerkarriere im 5. Semester einen Riegel vor. „Mein Bruder kam als Spätheimkehrer aus Russland zurück und wollte Cellist werden. Mein Vater konnte sich aber nur das Studium für einen leisten.“ Ursula trat ihr Cello an den Bruder ab und musste die eigene

Musikerausbildung abbrechen. „Bafög gab es eben noch nicht.“ Doch der Verlust des Cello ging ihr nach. Aus lauter Frust schnappte sie sich den Contrabass des ältesten Bruders und setzte bei den Eltern durch, dieses Instrument lernen zu dürfen. „Davon hatte ich bald Hornhaut an den Fingern“, erinnert sie sich.

Trotz der aufgegebenen Musikerkarriere blieb die Bühne – eher zufällig – weiterhin ihr Lebensmittelpunkt. Sie nahm Schauspielunterricht, das Geld dafür verdiente sie durch Klavier- und Nachhilfeunterricht. Nach ihrem Abschluss an der Kölner Schauspielschule lernte sie eine jüdische Schauspielerin kennen, die den Krieg im Keller ihrer vorigen Intendantin überlebt hatte und nun Schauspieler für ihre Wanderbühne suchte. „In einigen Stücken wurde auch gesungen, in einem anderen musste ich die Laute spielen.“ Für letzteres musste der Vater ihr auf die Schnelle noch ein paar Griffe zeigen.

Vor dem Engagement an der Bühne in Castrop-Rauxel lernte Ursula Verhoeven ihre erste große Liebe kennen. Sie heirateten, zogen gemeinsam nach Düsseldorf, es folgte die Geburt der beiden Töchter. 1966 starb ihr Mann und plötzlich stand sie mit zwei kleinen Kindern alleine da. Etwa zu der Zeit bekam sie von ihrem jüngeren Bruder ihr böhmisches Cello wieder. Noch heute steht es in der Ecke des Wohnzimmers. Gerade so, als würde sie sich gleich nach dem Gespräch wieder dran setzen und weiterspielen. Mit dem Instrument nahm sie an vielen Konzerten am Gymnasium ihrer Töchter teil. Auch ihre Kinder lernten früh, Geige und Kla-

vier zu spielen und führten so die Tradition der Hausmusik fort.

Nach dem Tod ihres Mannes startete Ursula Verhoeven in Düsseldorf musikalisch noch einmal voll durch. Sie spielte nicht nur in Kirchenkonzerten, sondern auch im Collegium Musicum, in Düsseldorfer Ärzteeorchester, in verschiedenen Ensembles und Streichquartetten sowie in vielen Orchesterseminaren verschiedener Städte und natürlich im Orchester der Philharmonischen Gesellschaft, wo sie schließlich Helfried Viertel kennen lernte, mit dem sie insgesamt 28 Jahre zusammen sein sollte. „Ich habe viel von ihm gelernt“, sagt sie heute. So habe er oft Besuch von zahlreichen Studenten aus der Musikhochschule gehabt, wo er als Dozent tätig war. „Ihm ging es immer nur um die Musik. Es war ihm wichtig, Talente zu fördern.“

Besondere Stationen auf Ursula Verhoevens musikalischem Lebensweg waren sicherlich das Konzert von Prokofjews „Peter und der Wolf“ im Schumann-Saal und ihre Mitwirkung während der 70er Jahre in einem Unterhaltungsorchester. Anfang der 80er Jahre trat sie schließlich in den Musikverein ein, den Helfried Viertel bereits sein längerem als Korrepetitor unterstützte. „Ich habe ja noch die richtige Hochzeit des Musikvereins mit all den Reisen mitgemacht“, schwärmt sie und schwelgt in Erinnerungen von Konzerten im Concertgebouw in Amsterdam, in Antwerpen, in Paris, Orange, Wien, Helsinki und New York. Auch die Reise nach Israel, kurz nach vor Augen. „Wir sind in einem Kibbuz untergekommen. Außerdem war Helfrieds Koffer ver-

schwunden. Also musste er sich von jemand anderem einen Anzug leihen, und ich musste jeden Abend die schwarzen Socken waschen.“ Im Kibbuz hat sie die Lebensweise der strenggläubigen Juden mit dem Sabbat und anderen Traditionen hautnah miterlebt.

Gerne erinnert sie sich an die Konzerte mit den verschiedensten international anerkannten Dirigenten. Lorin Mazel mit Mahlers 2. Symphonie im Gasteig: „Erst ließ er uns beim ersten ‚Aufersteh’n‘ sitzen und fast summend beginnen, dann beim Crescendo mit einem geräuschlosen Ruck aufstehen das zweite ‚Aufersteh’n‘ schmettern – herrlich!“ Oder in der Breslauer Basilika mit Bernhard Klee..., oder in Dresden, als Kurt Masur in Helfried Viertel einen ehemaligen Mitstudenten erkannte, mit dem er in Leipzig das Kapellmeisterexamen machte..., oder das Konzert in Monaco, als Helfried für sie zum Geburtstag einen Hubschrauberflug über das Mini-Königreich gebucht hatte..., oder, oder, oder... „Es ist schon ein toller Chor“, schwärmt sie.

Wer viel mit Künstlern - also auch Musikern und Musikliebhabern - zu tun hat, kann in der Regel über viele schöne, aber auch seltsame Erlebnisse berichten. Plattenaufnahmen in der eiskalten Andreaskirche beispielsweise, da wegen der Nebengeräusche im Tonstudio die Heizung nicht angemacht werden durfte. „So saßen wir während der gesamten Aufnahmesitzung mit Handschuhen am Pult“, erinnert sie sich. Und wer kann schon von sich behaupten, jemals auf einer echten Stradivari gespielt zu haben? Ende der 80er Jahre erreichte Ursula Verhoeven

eines Tages die Anfrage, für ein Streichquartett zu spielen. Bedingung für die Teilnahme: Nur glatte Kleidung, keine Noten, vor allem aber: kein Instrument. Neugierig aber auch etwas verwirrt folgte sie der Aufforderung und erschien wie gewünscht bei der genannten Adresse. Der Hausherr führte sie in einen besonders klimatisierten Raum, in dem zahlreiche antike Instrumente standen. Darunter auch ein Stradivari-Cello. „Ich durfte mir einen Bogen aussuchen und das Cello in das ‚Quartett-Zimmer‘ tragen. Ich hatte furchtbare Angst, es zu beschädigen“, erinnert sie sich. Im ‚Quartett-Zimmer‘ gab es an ihrem Platz ein spezielles Loch im Parkett für den Stachel am Cello. „Es war schon ein erhebendes Gefühl, auf einer Stradivari zu spielen.“ Sie musizierte gemeinsam mit dem Hausherrn und anderen Musikern und nach dieser ersten Zusammenkunft ergab sich eine jahrelange Musikgemeinschaft.

Ursula Verhoeven sagt von sich selbst, nie unglücklich mit ihrem Leben gewesen zu sein. Auch habe sie nicht das Gefühl gehabt, etwas verpasst zu haben. „In Düsseldorf hatte ich wunderbare musikalische Jahre“, sagt sie und zitiert Nietzsche: „Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum.“ Die Musik habe ihr auch über viele Schicksalsschläge hinweggeholfen. Nicht nur, als ihr erster Mann starb, sondern auch, als 2002 ihr langjähriger Lebensge fährt Helfried Viertel seiner Leukämie-Krankheit erlag.

Doch nicht nur die Musik selbst, sondern auch die Kontakte, die sie dadurch geknüpft hat, geben ihr noch heute

viel. Erst kürzlich besuchte sie einen Brahms-Liederabend, bei dem Thomas Quasthoff sang. „Wenn man wieder so einen musikalischen Höhepunkt erlebt hat, fühlt man sich wie neugeboren.“

Die „Erfüllung aller akustischen Träume“ erlebte Ursula Verhoeven nach eigenen Worten erst kürzlich beim Wiedereröffnungskonzert in der umgebauten Tonhalle.

Die Harzreise - ein Erlebnis

Inaktive auf Reisen

ein Bericht von Klaus Menken

Wieder einmal versammelte Gisela Kummert eine Gruppe von Ehemaligen und Aktiven des Musikvereins zu einer wohl vorbereiteten Busreise. Diesmal ging's in den schönen Harz.

Pünktlich startete am 22. August 2005 eine gutgelaunte Truppe vom Düsseldorfer Rheinufer in Richtung Harz nach Wernigerode. Nach Ankunft, Zimmerverteilung und erstem Schnupper-Rundgang durch die schöne Altstadt von Wernigerode oder einem Ausflug mit der Kleinbahn zum Schloss oberhalb der Stadt hatte man sich schon bald einen ersten Eindruck vom „Vorzeigestädtchen“ aus DDR-Zeiten verschafft.

Am Abend stand schon ein Höhepunkt der Reise auf dem Programm. Erwartungsvoll stand die Truppe vor einem der schönen Altstadt-Häuser - die Tür öffnete sich und heraus kam ein Mann in der Tracht des 18. Jahrhunderts mit Dreispitz und stellte sich vor als Konrad Delius, seines Zeichens Stadtarchivar und Vertrauter des Grafen Christian Ernst von Wernigerode.

In seiner Begleitung seine Magd mit Laterne und frechem Mundwerk. Er führte die Gruppe des Musikvereins in kleinen Abschnitten durch die Stadt. An markanten Punkten wurde Halt gemacht und die Geschichte der Stadt auf amüsante Weise erzählt.

Aus den Gassen traten unvermittelt historische Figuren wie Abt Wergin von Kloster Corvey, der angeblich die erste Siedlung und ein Kloster gründete, um die widerspenstigen Sachsen zu christianisieren.

Es tauchten der Raubritter Diederich und Schlosshauptmann Heinrich von Gardenstedt auf, Bürgermeister Thomas Schütze mit Meister Hilleburg, dem Erbauer des Rathauses, und noch viele andere Figuren der Geschichte vom Turmwächter bis zu Pastor Heinrich Holm.

Aber auch eine Gruppe von Bettlern, die uns um ein paar Heller angingen, mischte sich in das Geschehen ein. Höhepunkt war eine Audienz beim Bürgermeister Schütz, der uns in seinen historischen Räumen von 1750 mit seiner Gattin empfing, sich aber

gleichzeitig über die Belästigung durch den gemeinen Pöbel bei unserem Führer beschwerte.

Nach fast zwei Stunden war dieser höchst vergnügliche Stadtrundgang beendet. Wir waren wohl ein gutes Publikum gewesen, denn Meister Hilleburg, der Architekt des historischen Rathauses, lud uns für den nächsten Abend zu einer Extra-Führung durch „sein“ Rathaus ein, wir sagten gerne zu.

Zu unserem Hotel gehörte ein Restaurant mit dem schönen Namen "Altwarnigeröder Kartoffelhaus", das Gerichte aus und mit Kartoffeln in allen Variationen anbot. Nach dem Stadtrundgang zu einem Schlaftrunk eingekehrt, lernten wir die Spezialität des Hauses kennen: einen klaren Kartoffelschnaps, der köstlich mundete. Am nächsten Morgen klarte es zusehends auf, es wurde ein wunderschöner Tag. Ab ging's mit dem Bus nach Quedlinburg, Weltkulturerbe der UNESCO mit historischer Altstadt und der mächtigen Stiftskirche St. Servatius mit dem einzigartigen Kirchenschatz. Eine Stadtführung führte uns zu den wichtigsten Gebäuden der Altstadt, danach zu Fuß hinauf zur Stiftskirche, um wenigstens einen Blick auf das Evangelium Heinrichs zu werfen.

Nach kurzer Mittagspause ging's weiter Richtung Elbingerode. Im Erzbergwerk "Drei Kronen und Ehrh" fuhr der größte Teil der Reisegesellschaft unter Tage. Man stieg zunächst in einen endloslangen Lorenzug, der die Gruppe bequem ins Zentrum des 1990 stillgelegten Bergwerks ratterte. Unter

der fachmännischen Führung eines ehemaligen Bergmanns ging es dann zu Fuß weiter durch die Aufbruchstollen zu den ehemaligen Erzlagerstätten. Mit großer Hingabe setzte der Fachmann für Handbohrgezeuge, Bunkerlader und Lafettenbohrgeräte - zum (Er-)Schrecken der Besucher - mit ohrenbetäubendem Lärm noch einmal alle historischen Druckluftgeräte in Bewegung, die hier bis zuletzt bei der Erzgewinnung zum Einsatz gekommen waren. Beeindruckt von den schwierigen Untertage-Arbeitsbedingungen, die hier über 100 Jahre geherrscht hatten, beendete die Gruppe einen weiteren Höhepunkt der viertägigen Harz-Exkursion.

Zurück in Wernigerode wartete am Abend der zweite Teil der historischen Stadtführung auf uns. Wie tags zuvor versprochen zeigte uns Baumeister Hilleburg sein Werk - das Rathaus. Schon von außen ein beeindruckendes Bauwerk, zeigte es sich innen als prächtiges und lebendiges Rathaus mit wunderschönem Hochzeitszimmer und Ratssaal mit herrlicher Kassettendecke. Bis in den Dachboden führte uns der Meister, um uns die Fachwerkkonstruktion zu erläutern. Ein lehrreicher und vergnüglicher Rundgang.

Im "Kartoffelhaus" speisten wir danach herrlich zu Abend, ich konnte mir zum Abschluss nicht den ein oder anderen Kartoffelschnaps versagen.

Am folgenden Tag wartete ein weiteres Highlight auf uns. Mit der Brockenbahn - einer mit Dampflok betriebenen Schmalspurbahn - fuhren wir hinauf

zum höchsten Berg des Harz, dem Brocken. Die rund anderthalbstündige Fahrt führte zunächst aus der Ebene ging es beständig bergauf, bis zum 1125 m hohen Gipfel des Brockens. Zunächst hatten wir herrliche Fernsicht, aber nach und nach zogen Wolken auf und nach etwa zwei Stunden verschwanden der große Fernsehturm und die übrigen Gebäude auf dem Gipfel - vorübergehend - in dicken Wolken und es wurde spürbar kälter. Man sagte mir, dass dies auf dem Brocken ein ganz normales Phänomen ist, da der Harz durch seine isolierte Lage in der norddeutschen Tiefebene eine Weterscheide bildet. Auch regnet es auf dem Harz und speziell auf dem Brocken häufiger als in den umliegenden Gegenden. Trotzdem war der Besuch auf dem Brocken ein unvergessliches Erlebnis. Zurück ging es wieder mit der Brockenbahn bis zum Bahnhof Schierke, wo uns der Bus wieder aufnahm.

Frau Rappen hatte für den Rückweg als Schmankerl noch den Besuch der Stiftskirche St. Cyriakus in Gernrode angeregt. Der mächtige romanische Bau war Teil einer großen Klosteranlage, die in den Jahren 959 - 963 erbaut wurde. Hauptblickpunkt bildet das große Fresco im Chorraum mit dem thronenden Christus und die bemalte Balkendecke des Hauptschiffs. Unter der Vierung, direkt vor dem Aufgang zum Altarraum steht das Grabmal des Markgrafen Gero, des Erbauers der Kirche. Eine herrliche Orgel aus dem 19. Jahrhundert beherrscht den Westchor, die in den Jahren 1980/81 komplett restauriert wurde.

Unser Dank gilt Frau Rappen, die diesen Ausflug organisierte und uns damit einen schönen Abschluss dieses Tages bescherte.

Zurück in Wernigerode beschlossen wir den Tag mit einem Kartoffel-Essen und den schon obligatorischen Schnäpschen.

Am nächsten Morgen ging's zurück Richtung Heimat, ich hatte natürlich wie immer verschlafen, (einer von den Schnäpsen war wohl schlecht!) und hatte die Wahl zwischen Frühstück oder Kofferpacken, entschied mich aber dann für beides und irgendwie klappte es, der Bus nahm mich doch noch mit.

Auf Anregung von Frau Baffy unterbrachen wir die Rückreise in Hannover-Herrenhausen zum Rundgang durch die herrlichen Schlossgärten von Herrenhausen. Frau Baffy ist dort aufgewachsen und kennt die Gärten seit ihrer Kindheit. Pünktlich zu unserer Ankunft begann es leicht zu nieseln, aber das konnte uns nicht aufhalten. Und es lohnte sich wirklich: die Gartenanlage gehört zu den schönsten Schlossparks in unserem Land! Als es gar zu nass wurde, rettete ich mich in die Grotte, die Niki de Saint-Phalle gestaltet hat, ein Gesamtkunstwerk von magischer Schönheit und Transparenz. Lohnend war auch der Besuch der Gewächshäuser für Orchideen und Kakteen. So schloss die Reise mit einem wunderschönen Erlebnis für alle. Dem Dank an Frau Kummert, die das alles in gewohnt routinierter Weise vorbereitet und durchgeführt hat, schließe ich mich hiermit vorbehaltlos an. Ein Glück, dass es sie gibt und sie hoffentlich noch lange diese Reisen organisiert

Termine, Termine ...

Vorschau auf die Konzerte mit dem Städtischen Musikverein im 1. Halbjahr 2006

Neujahrskonzert

So 01.01.2006 – 11 Uhr Tonhalle Düsseldorf

Komponist: Ludwig van Beethoven

Werk: Symphonie Nr. 9

Mitwirkende: Düsseldorfer Symphoniker

Städtischer Musikverein zu Düsseldorf

Einstudierung: Marieddy Rossetto

Solisten: Riika Hakola, Sopran

Uta Christina Georg, Alt

Corby Welch, Tenor

Alan Opie, Bass

Leitung: John Fiore

Symphoniekonzert der Stadt Düsseldorf

Fr 10.02.2006 - 20 Uhr Tonhalle Düsseldorf

So 12.02.2006 - 11 Uhr Tonhalle Düsseldorf

Mo 13.02.2006 - 20 Uhr Tonhalle Düsseldorf

Komponist: Antonin Dvorak

Werk: Stabat Mater op 58

Mitwirkende: Düsseldorfer Symphoniker

Städtischer Musikverein zu Düsseldorf

Einstudierung: Marieddy Rossetto

Solisten: Sylvia Schwartz, Sopran

Karen Cargill, Mezzosopran

Jaroslav Brezina, Tenor

Peter Mikulas, Bass

Leitung: Heinrich Schiff

Konzertreise nach Israel

17. – 21.04.2006 Haifa-Jerusalem

Komponist: Carl Orff, Igor Strawinsky

Werke: Carmina burana, Psalmensymphonie

Mitwirkende: Haifa Symphony Orchestra

Städtischer Musikverein zu Düsseldorf

Einstudierung: Marieddy Rossetto

Leitung: Noam Sherriff

Symphoniekonzert der Stadt Düsseldorf

Fr 05.05.2006 - 20 Uhr Tonhalle Düsseldorf

So 07.05.2006 - 11 Uhr Tonhalle Düsseldorf

Mo 08.05.2006 - 20 Uhr Tonhalle Düsseldorf

Komponist: Robert Schumann

Werk: Manfred

Mitwirkende: Düsseldorfer Symphoniker

Städtischer Musikverein zu Düsseldorf

Solisten: Elisabeth von Magnus, Sopran

Herbert Lippert, Tenor

Robert Holzer, Bass, u.a.

Sprecher: Klaus Maria Brandauer

Einstudierung: Marieddy Rossetto

Leitung: John Fiore

Konzertreise nach Altenberg

Sa 17.6.2006 Dom zu Altenberg

Komponist: Anton Bruckner-Gustav Mahler

Werk: Te Deum und 4. Satz 3. Mahler

Leitung: Rainer Koch

Mitwirkende: Bayer Philharmoniker

Knabenchor des Altenberger Domchores

Chor der Konzertgesellschaft Wuppertal

Städtischer Musikverein zu Düsseldorf

Einstudierung: Marieddy Rossetto

Oper in der LTU-Arena

Sa 2.9.2006 LTU-Arena Düsseldorf

Komponist: Giuseppe Verdi

Werk: Aida

Mitwirkende: Düsseldorfer Symphoniker

Städtischer Musikverein zu Düsseldorf

Einstudierung: Marieddy Rossetto

Solisten: Morenike Fadayomi, Aida., Keith

Olsen, Radames, Chariklia Mavropoulou,

Amneris, Boris Statsenko, Amonasro,

Thorsten Grümbel, Il Re, Guido Jentjens,

Ramfis, Thomas Greuel, Messagero, u.v.a

Leitung: John Fiore

Symphoniekonzert der Stadt Düsseldorf

Fr 15.09.2006 - 20 Uhr Tonhalle Düsseldorf

So 17.09.2006 - 11 Uhr Tonhalle Düsseldorf

Mo 18.09.2006 - 20 Uhr Tonhalle Düsseldorf

Komponist: Manfred Trojahn

Werk: Merlin (Uraufführung)

Mitwirkende: Düsseldorfer Symphoniker

Städtischer Musikverein zu Düsseldorf

Leitung: John Fiore

Noch 'n Gericht - Kulinarische Kompositionen

diesmal: „Mozart's Knödel



Am 27. Januar 1756 wurde Wolfgang Amadeus Mozart in Salzburg geboren.

Mozarts Kugeln kennt jeder ...
...aber Mozarts Knödel?



Hier das Rezept zum Mozart-Jahr 2006:

Mozartknödel für 4 Portionen

Zutaten:

- 300 g mehliges Erdäpfel
- 3 EL Butter oder Margarine
- 1 Dotter
- 1 EL Staubzucker
- Zitronenschale abgerieben
- 50 g Weizengrieß
- 80 g Mehl (glatt)
- Mehl zum Ausarbeiten
- 12 Echte Salzburger Mozartkugeln
- Salz
- 3 EL Butter oder Margarine
- 300 g Haselnüsse
- geriebenen Himbeerfruchtmark
- Minze zum Garnieren

Zubereitung:

Zubereitungszeit: 70 Minuten

- Erdäpfel kochen, schälen und heiß durch die Erdäpfelpresse drücken.
- Weiche Butter oder Margarine, Dotter, Zucker, Zitronenschale, Grieß und Mehl zufügen und alles zu einem glatten Teig verarbeiten; 10 Minuten rasten lassen.
- Teig auf einer bemehlten Arbeitsfläche zu einer Rolle formen und in 12 Stücke teilen.
- Teigstücke mit Echten Salzburger Mozartkugeln belegen und mit bemehlten Händen zu Knödeln formen.
- Knödel in kochendes Salzwasser einlegen. Hitze zurücknehmen und 10 Minuten ziehen lassen.
- Butter oder Margarine zerlaufen lassen, Nüsse darin anrösten, Knödel aus dem Wasser heben, gut abtropfen lassen und in den Nüssen wälzen. Auf Himbeerfruchtmark anrichten und mit Minze garnieren.

Hinweis: Himbeerfruchtmark ist leicht zuzubereiten. Himbeeren waschen, abtropfen lassen, passieren und mit Staubzucker und Zitronensaft abschmecken. 978kcal, 4.095 kj Eiweiß: 18g, Fett: 73,6g, KH: 62,3g

In Kooperation mit der Deutschen Oper am Rhein & den Düsseldorfer Symphonikern



AIDA

02. SEPTEMBER 2006
LTU arena - Düsseldorf

Die größte Arena-Oper der Welt
mit über 600 Mitwirkenden

**DAS IDEALE
FESTGESCHENK**

Dirigent: GMD John Fiore
Orchester: Düsseldorfer Symphoniker
Chor: Städtischer Musikverein zu Düsseldorf
(Führung: Nikolaj Ruzhicki)

www.arena-oper.de

Ticket-Hotline **01805-853 753** o. **01805-570 000** u. im Opernshop Düsseldorf: **0211-89 25 211**
(Mo-Fr 10.00 - 19.00 Uhr / 10 Cent/min) (24 Stunden 10 Cent/min)

MUSIKALIEN **FRATZ** FACHLITERATUR

Inh. Ursula Fratz • Kaiserstr. 21 • 40479 Düsseldorf

Das Fachgeschäft für Noten

Tel: 0211.49 303 13 • e-mail: musikalienfratz@aol.com

ISSN-Nr. 1861-261X